

1.20 DM/Band 39

Neuer Roman

**BASTEI**

# PROFESSOR ZAMORRA

Der Meister des Übersinnlichen



## Turm der Verlorenen

von Robert Lamont

Abgeschlossener Roman

Belgien/Luxemb. P 28 / France F 3,40 / Italien L 350 / Niederl. (1,50) / Dänm. 6,5,- / Schweden kr 3,90 Lm. / Spanien P 30 / Schweiz Fr 1,50



## **Turm der Verlorenen**

**Professor Zamorra Nr. 39**

*von Michael Kubiak*

*erschienen am 16.12.1975*

## **Turm der Verlorenen**

Zwei tief heruntergebrannte Kerzen spendeten spärliches Licht. Der zuckende Schein ihrer Flammen erweckte die aus großen Steinquadern zusammengefügtten Mauern zu unheimlichem Eigenleben. Schatten tanzten auf und nieder und ließen den Eindruck entstehen, eine Geisterarmee hätte sich in den Mauern eingenistet.

Im Chor der kleinen Kirche standen sieben Gestelle.

Sie glichen Katafalken, auf denen ebenso viele offene Särge ruhten. Die Särge waren jedoch nicht leer, sondern menschliche Gestalten lagen in ihnen.

Einer der Toten entzog sich jeder Beschreibung. Sein Gesicht war kaum noch als menschenähnlich zu bezeichnen, und der Blick aus seinen leeren Augen, die zur Decke der Kirche gerichtet waren, barg ein kaum wahrnehmbares und unheimliches Leben. Es war nicht der Gesichtsausdruck, den man bei einem Toten finden kann. In diesen Augen lag mehr, viel mehr als nur das Signal eines seelenlosen Körpers. Dieser Tote hier war nicht normal und auch nicht mit solchen Maßstäben zu messen.

Von Zeit zu Zeit huschte ein Lichtschimmer über das Gesicht des Toten. Die lidlosen Augen zuckten nicht, sie konnten es auch nicht, denn sie waren tot, und in ihnen wohnte schon die Kälte ewiger Nacht. Und doch war dieses Gesicht nicht starr. Es schien zu leben, sich zu bewegen, seinen Ausdruck zu verändern.

Die Wangen wurden faltig, Runzeln traten auf die halbverbrannte Stirn. Die linke versengte Augenbraue des scheinbar Toten zuckte.

Die schmalen Lippen spannten sich und strafften sich in die Breite.

Sie wichen auseinander und gaben den Blick auf zwei Reihen schwarzer Zahnstümpfe frei.

Das Grauenhafte war Wirklichkeit – der Tote grinste!

\*\*\*

In der kleinen Kirche herrschte die friedliche Ruhe der Totenwache.

In einer Reihe hatte man die Särge vor dem Altar aufgestellt. Sechs der Toten hatten bereits in der Erde gelegen und waren auf unheimliche Weise vom siebten in ihrer Runde wieder zum Leben erweckt worden. Ein unseliger Mordbefehl hatte sie hinausgetrieben in die nächtliche Stille einer Sommernacht im Loiretal und hatte sie beinahe zu Mördern werden lassen, die jedoch kein Gericht der Welt hätte verurteilen können.

Der siebte Tote, der in dem mittleren Sarg lag, hieß Mordius, und ihm war es gelungen, das Geheimnis des Lebens zu entdecken und für seine Zwecke nutzbar zu machen. Er hatte aus den Toten, die er wieder zum Leben erweckt hatte, eine Flüssigkeit gewonnen, die er das Wasser des Lebens nannte.

Dieser Flüssigkeit wohnte die Kraft inne, demjenigen ewiges Leben zu bescheren, der sie trank. Mordius hatte sich mit dem Wasser des Lebens eine Armee des Bösen aufbauen wollen, jedoch war ihm auf seinem Weg des Grauens ein Gegner erwachsen, der bisher in sämtlichen Kämpfen die Oberhand behalten hatte.

Sein Name war Zamorra – Professor Zamorra!

Wie hatte Mordius den Professor gehasst und wie sehr hatte er darauf gehofft, endlich über ihn Sieger zu bleiben. Doch diese Hoffnung hatte sich jedes Mal als trügerisch erwiesen. Und nun lag er wieder in einem Sarg, und es sah ganz so aus, als sollte er dieses Mal wirklich seinen Meister gefunden haben. Doch er wollte sich mit diesem Gedanken nicht abfinden, obwohl der Professor dafür gesorgt hatte, dass man Mordius an einer geweihten Stätte aufgebahrt hatte, um sicherzugehen, dass er kein Unheil mehr anrichtete.

Was niemand wissen konnte, war, dass Mordius gar nicht direkt mit den Dämonen im Bunde stand. Sie halfen ihm zwar bei seinen teuflischen Unternehmungen, doch hatten sie nicht Besitz von seinem Körper und seinem wahnwitzigen Geist ergriffen. Daher gab es für Mordius nicht die Abscheu vor geweihtem Gut.

Und zu seiner übergroßen Freude und Befriedigung konnte er feststellen, dass das Wasser des Lebens auch seine Wirkung nicht verloren hatte, obwohl er als normaler Sterblicher seinen Verletzungen längst erlegen sein müsste.

Eine teuflische Kraft hielt ihn am Leben oder sorgte zumindest dafür, dass sein Geist rege blieb, wenn auch nur in wenigen Bahnen, an deren Ende immer eine Tat des Grauens stand.

Mordius hatte durch den Gebrauch des geheimnisvollen Wassers Kräfte in sich freigesetzt, die er zu seinen Lebzeiten nie auch nur bei sich erahnt hätte. Diese Kräfte verstärkten sich mit jedem scheinbaren Tod, den er starb und aus dem er mit zwingender Regelmäßigkeit immer wieder erwachte. Das Erwachen konnte von ihm gesteuert werden, so dass er immer im rechten Augenblick ins Leben zurückkehrte.

Mit zu einem widerlichen Grinsen verzerrten Gesicht starrte der Untote aus seinem Sarg heraus hinauf zur Decke der kleinen Kirche.

Seine Augen nahmen nicht die reichhaltigen Malereien wahr, die die Decke der Kapelle zierten.

Von Zeit zu Zeit konnte man im flackernden Schein der Kerzen sogar vereinzelte Farbtupfer erkennen, die die Pracht der Gemälde erahnen ließen.

Mordius' Geist hatte sich völlig von der Gegenwart gelöst und suchte fieberhaft nach einem neuen Weg, sich aus dieser Lage zu befreien und es endgültig demjenigen heimzuzahlen, der ihn in diese prekäre Lage gebracht hatte.

Er wusste seinen Todfeind ganz in seiner Nähe, war sich jedoch auch darüber klar, dass er ihn in dieser Umgebung nie zur Strecke bringen können würde. Er musste einen anderen Weg finden, sich ihm zu nähern und ihm den Todesstoß zu versetzen.

Mordius' Gedanken drehten sich wie ein wildes Karussell.

Ihm blieb noch eine Hoffnung. Einmal bereits hatte er direkten

Kontakt aufnehmen können zur Welt jenseits der hiesigen, in der noch die Gesetze von Raum und Zeit galten. Er hatte mit dem obersten der Dämonen korrespondieren können, mit Satanas persönlich.

Er hatte ihm Hilfe und Unterstützung versprochen.

War es jetzt soweit, dass er dieses Angebot wahrnehmen konnte?

Sollte er es wagen, den Herrscher über das Böse anzurufen und seinen Rat zu erbitten?

Er sah keinen anderen Weg mehr. Der Untote schloss die lidlosen Augen, so gut es eben ging, und begann sich in sich selbst zu versenken. Er konzentrierte sich auf den Kraftakt, mit dem er hinüberryufen wollte in die Welt der Dämonen.

Klebriger Schweiß trat auf die angesengte Stirn.

Die Lippen des grausigen Monstrums öffneten sich halb, und Mordius formte einen Gedanken, der nur von einem Medium aufgefangen werden konnte. Tastend löste er sich aus dem Gehirn des Ungeheuers, wurde selbständig, führte ein Eigenleben und machte sich auf die Reise über die Grenzen der Realität und der Gegenwart.

»Satanas! Satanas! Ich rufe dich! Hilf mir!«

Es hallte dröhnend wider im Schädel des Untoten, und erneut stieß er den Schrei aus, der ihm Hilfe, den Menschen jedoch Tod und Grauen bringen sollte.

»Satanas! Satanas! Hilf!«

\*\*\*

Die Stille in der Kapelle wurde mit einem Male fast körperlich spürbar. Drückend und wie ein drohender Schatten lauerte sie in den Winkeln und Nischen.

Ein eisiger Hauch senkte sich vom Dach der Kirche hernieder und hüllte alles ein. Er verdichtete sich über dem mittleren der sieben Särge und wurde zu einem Flimmern, das die Konturen des Gestells, auf dem der Sarg ruhte, verschwimmen ließ. Von weitem sah es aus, als würde der Sarg über dem Marmorboden schweben.

Mordius, dessen Nerven bei seinem ersten Tod abgestorben waren, verspürte von dem plötzlichen Temperaturwechsel nichts, doch erahnten seine übersinnlichen Sensoren das Nahen einer dämonischen Macht.

Es kündigte sich in seinen Gedanken an wie ein Wetterleuchten vor der endgültigen Entladung des Gewitters. Mordius wollte sich aufrichten, doch es gelang ihm nicht.

Satanas erwartete Ehrfurcht von seinen Dienern, ganz gleich, was sie vollbracht hatten. Mordius musste sich in sein Schicksal fügen, doch sein teuflischer Geist tröstete ihn und sagte ihm, dass er mit Hilfe des Fürsten der Finsternis sein Ziel erreichen würde.

Der Untote schlug die Augen wieder auf. Unbeweglich starrten sie

zur Decke und nahmen das aufgeregte Flackern der Kerzen nur am Rande wahr. Sollte Satanas bereits seine Sendboten geschickt haben?

Es musste so sein. Und noch mehr als das. Satanas war selbst zugegen. Doch er konnte in die geweihte Kirche nicht eindringen. Er war gezwungen, draußen zu verharren und von dort sein teuflisches Werk zu beginnen.

Dabei kam ihm der irrsinnige Wissenschaftler gerade recht, der das Schicksal versucht hatte und nun als Untoter in der Kirche lag und nach ihm rief.

Mordius glaubte, die Gedanken des Teufels, dessen Hilfe er brauchte, wahrnehmen zu können. Oder hatten sich seine Gehirnfunktionen durch die bereits erlebten Tode verändert?

Wieder brandete in ihm der Hilfeschrei seines abgrundtief bösen Seins auf. »Satanas! Hilf! Dein Diener ruft dich!«

Der Schrei überschritt erneut die Grenzen von Raum und Zeit – und erreichte sein Ziel. »Wer ruft mich? Wer wagt es, dem Teufel zu befehlen?«

Mordius, der sich weitab von jedem menschlichen Fühlen glaubte, empfand fast so etwas wie körperlichen Schmerz, als die Antwort dröhnend in seinem Schädel widerhallte.

»Wer ruft nach dem Satan? Bist du es, Mordius? Hast du deinen Meister gefunden? Ich habe dich gewarnt! Zamorra ist doch stärker. Da reicht es nicht, wenn du das Geheimnis des Lebens entdeckt hast. Du hättest dich mit mir verbünden müssen.«

Mordius wand sich in seinem Sarg unter dem Ansturm der Worte, die aus einer anderen Dimension seinen abgestorbenen Geist erreichten.

Seine versengten Fingerkuppen glitten über das raue Holz, aus dem der Sarg gezimmert war. Die Fingernägel rissen Splitter und Späne aus der Struktur des organischen Materials.

In konvulsivischen Zuckungen schlugen die Fersen des Untoten gegen die Bohlen der schmucklosen Totenkiste. Die Wände der Kirche warfen das hohle Rumpeln vielfach verstärkt zurück.

Mordius öffnete den fast zahnlosen Mund. Seine Augen waren weit geöffnet und starrten zur Kuppel des geweihten Hauses empor.

Und dort glaubte er ein Abbild dessen zu erblicken, den er gerufen hatte.

Es war mehr wie eine allegorische Darstellung, mit der man immer wieder im Laufe der Jahrhunderte versucht hatte, dem Satan ein Gesicht zu geben. Doch das Gesicht erschien nicht wirklich an der Decke der Kapelle. Es war vielmehr eine Projektion dieser Vorstellungen, die für Mordius real sichtbar wurde.

Der Hass brannte in dem Untoten. Er hatte eine neue Niederlage einstecken müssen, doch diesmal wollte er Sieger bleiben in dem Zweikampf zwischen Gut und Böse, verkörpert durch Professor

Zamorra und ihn. »Hilf, Satanas! Hilf!« In den unhörbaren Schrei mischte sich die unmenschliche Wut auf den, der ihn in diese Lage gebracht hatte.

Und Satanas antwortete. »Ich höre wohl, Mordius. Ich habe kommen sehen, was dich in diese traurige Situation geführt hat. Und ich habe es nicht verhindert, obwohl ich es sehr leicht hätte tun können. Ich beobachte gern, wie Menschen auf der Erde in meinem Sinne handeln. Und wenn sie versagen, so ziehe ich meine Hand von ihnen und überlasse sie ihrem Schicksal. Du sollst mein Wohlwollen ein letztes Mal erfahren. Ich werde dir noch einmal helfen. Doch es soll das letzte Mal sein.«

Mordius wollte dem Höllenfürsten danken. Da traf ihn ein Gedankenstrahl und ließ ihn erneut zusammenzucken.

»Schweig, denn ich rede jetzt. Ich werde dir helfen. Aber du wirst nach meinen Spielregeln spielen. Zamorra ist hier zu stark. Seine Heimat und die Nähe zu seinen Vorfahren gibt ihm zuviel Kraft. Er würde dich hier wieder bezwingen, vielleicht sogar für alle Ewigkeit. Darum muss er von hier fortgelockt werden. Und ich will dir helfen, das zu bewerkstelligen. Zamorra wird dir folgen, wenn du ihm das richtige Zeichen gibst. Ich denke da an ein kleines Dorf in den Karpaten, der Heimat der Vampire. Dort wird dir eine Schar zur Seite stehen, mit deren Unterstützung du rechnen kannst. Denn seit Jahrhunderten haben die Vampire dort kein Opfer mehr gehabt, ihre Gier kennt keine Grenzen mehr.«

Mordius wälzte sich in seinem engen Gehäuse hin und her. Der Kopf rollte von einer Seite auf die andere. Die Kerzen drohten zu verlöschen, tief neigten sich die Flammen, als würde ihnen der Sauerstoff entzogen.

»Höre weiter«, fuhr die Stimme aus dem Jenseits fort. »Ich werde dir zwei Kreaturen zur Seite geben, die dich dorthin bringen werden, wo du den Professor erwarten kannst. Zuvor gib ihm aber die richtigen Zeichen, damit er auch weiß, wo er dich finden kann. Auf den Pfeilern rechts und links des Tores, das auf den Kirchhof führt, sitzen zwei Steinfiguren, die das Böse verkörpern sollen. Es sind zwei symbolhafte Flugwesen, halb Vogel, halb Fledermaus. Sie werden zu deiner Verfügung stehen. Und ich werde dir die Kraft geben, sie zum Leben zu erwecken.«

Ein neuer Energiestrahл traf das tote Hirn des auf entsetzliche Art und Weise zum Leben erweckten Wissenschaftlers. Diesmal war es keine Warnung, sondern die satanische Kraft, die Eingang fand in seinen Körper. Sie erfüllte ihn bis in jeden Winkel und vermittelte ihm die Gewissheit, dass er seine Rache doch noch realisieren würde.

Seine Gedanken wurden zu unsichtbaren Armen, die sich über die Wände der Kirche tasteten und ihren Weg nach draußen fanden. Die



Stimme des Höllenfürsten verstummte, und die tastenden Fühler des Untoten fanden das beschriebene Ziel, das regungslos im fahlen Schein des Mondes dalag und nur darauf wartete, der Ankündigung gemäß benutzt zu werden...

\*\*\*

Es waren zwei grässliche Fratzen, die den Eingang zum Kirchengrundstück bewachten. Vor Jahrhunderten hatte ein unbekannter Künstler sie aus zwei Marmorblöcken herausgehauen. Die Gestalten, die symbolhafte Darstellungen des Bösen und der Dämonen waren, krönten zwei Säulen, zwischen denen das schmiedeeiserne Tor aufgehängt war.

Die Figuren duckten sich tief und starrten mit ihren blicklosen Steinaugen auf einen Punkt in der Mitte des Durchganges. Von der einstmals weißen Farbe des edlen Marmors war längst nichts mehr zu sehen.

Die Zeit hatte auch hier ihre Spuren hinterlassen und den Steingötzen zu einer dunklen Färbung verholten.

Die Menschen in dem Ort hatten sich an den Anblick der Flugdämonen gewöhnt, nur Touristen fielen die Gestalten rechts und links der Torflügel noch auf.

Niemand glaubte an die reale Existenz dieser Wesen, und doch sollten sie von einer Kraft beseelt werden, die sie aus dem Jenseits bezogen und sie den Befehlen der dort Lebenden auslieferte.

Mit brutaler Deutlichkeit riss der Mond mit seinem fahlen Schein die Figuren aus der Finsternis. Jede Einzelheit war zu erkennen und wurde durch das Spiel der Schatten auf den verzerrten Zügen der Steinfiguren noch übersteigert und in ihrer Wirkung auf den Betrachter verstärkt.

Die Gesichter waren ein Mittelding aus Fledermaus und Vogel.

Der Künstler hatte ihnen eine gefiederte Struktur verliehen, in die das Fledermausmaul mit den spitzen vorstehenden Zähnen nicht so recht passen wollte. Der tote Blick der Augen hatte etwas Bedrohendes, Stechendes in sich. Waren die Augen lebendig gewesen, so wäre eine hypnotische Kraft von ihnen ausgegangen. Doch auch in diesem Zustand schickten sie dem, der Muße hatte, sie genauer zu betrachten, kalte Schauer über den Rücken.

So hatte man sich vor Jahrhunderten die Sendboten der Hölle vorgestellt. Trotz einer tiefen Gottgläubigkeit war der Aberglaube und anderes kaum erklärbare Gedankengut weit verbreitet.

Die Flügel der Figuren lagen gefaltet auf dem Rücken, so als wollten die Steintiere jederzeit starten. Das Spiel der Schatten machte sie lebendig und verlieh ihnen eine drohende Haltung.

Plötzlich wurde ein Lichtstrahl von irgendetwas reflektiert. Ganz kurz

nur hatte es aufgeblitzt und war dann sofort wieder verschwunden.

Ja! Jetzt wieder!

Es lag in der Region des Kopfes eines dieser Wesen. Träge bewegte sich ein im Marmor stilisiertes Augenlid über dem steinernen Augapfel.

Die Natur schien den Atem anzuhalten. Der leichte Wind, der durch die Büsche und Baumkronen gestrichen war, hatte sich übergangslos gelegt. Nichts rührte sich in der Umgebung. Alles schien sich auf das schreckliche Geschehen nahe der Kirche zu konzentrieren.

Wieder blitzte der Lichtreflex auf. Diesmal blieb er etwas länger, bildete einen Lichtschimmer auf der gegenüberliegenden Säule und wanderte auf einmal stetig weiter.

Ein Knirschen ertönte. Die Säule, auf der die Steinfigur hockte, schien zu wanken und umstürzen zu wollen. Mit träger Langsamkeit neigte sie sich, richtete sich dann aber wieder auf.

Das Wesen auf der Säulenkrone wandte mit grausiger Bestimmtheit und einem unglaublichen Selbstverständnis den Kopf.

Erneut brach sich das Mondlicht in den nun immer lebendiger werdenden Augen.

Auch bei der anderen Gestalt ging Einiges vor sich. Einer der auf dem Rücken zusammengelegten Flügel begann leicht zu zucken.

Wie ein gerade ausgeschlüpfter Vogel, der nun sein Federkleid aufplustern will.

Allmählich löste sich der Flügel aus der steinernen Struktur und befreite sich schließlich ganz von ihr. Langsam schwang er hin und her, als wolle er probeweise die Luft schlagen, um die Kraft der Flugmuskeln zu testen.

Auch diese Gestalt wandte unter einem leisen Knirschen und Knarren den hässlichen Schädel.

Beide Ungeheuer blickten nun hinüber zur Kirche, als hörten sie dort eine Stimme. Die ganze Körperhaltung der Flugbestien drückte Aufmerksamkeit und Gehorsam aus.

Nun begann auch die andere Statuette die Flügel zu entfalten. Es vollzog sich ähnlich wie bei dem Gefährten. Zentimeterweise löste sich der Flügel vom Körper der Figur und begann sich in der Luft sanft hin- und herzubewegen.

Die steinernen Götzen lösten sich von den Säulen und wurden zu selbständigen Lebewesen. Das eine Ungeheuer wandte den Kopf zu seinem Gefährten. Es war, als wollte er ihm eine Mitteilung machen.

Und die Mitteilung schien verstanden worden zu sein.

Denn der andere richtete nun auch seinen starren Blick auf die Kirche. Abwartend hockten jetzt beide da, als würde jeden Moment das Zeichen zum Handeln gegeben.

Und das Zeichen kam.

Im gleichen Sekundenbruchteil strafften sich die Flugwesen und lösten sich unter neuerlichem hässlichem Knirschen von ihren Säulen, auf denen sie die Jahrhunderte verbracht hatten.

Jetzt erst war zu erkennen, welche Ausmaße die Ungeheuer hatten. Die Spannweite ihrer Flügel betrug vielleicht zwei Meter. Ihre Körper entsprachen etwa denen von zwölfjährigen Knaben. Aber ihnen musste eine immense Kraft innewohnen. Mit geradezu wahnwitzigem Tempo schwangen sich die beiden Wesen in die Lüfte und stiegen hinauf in die Schwärze des Nachthimmels.

Sie stießen dabei schrille Schreie aus, welche wie ein Triumphgesang klangen. Ja, es war ein Triumph für sie. Die satanische Macht dessen, den sie verkörpern sollten, hatte sie aus ihrer jahrhundertlangen Starrheit erlöst. Sie hatten sich bewegt und konnten nun ein freies Leben führen. Sie zogen um die Kirche weite Kreise. Allmählich schraubten sie sich immer tiefer zur Kapelle. Nun konnten sie schon deutlich jede einzelne Dachsindel ausmachen. Wie Raubvögel landeten sie auf dem First und klammerten sich mit ihren Klauen an den Vorsprüngen und Unebenheiten fest.

Lauernd ließen die Wesen ihre Blicke schweifen. Sie spürten deutlich den fremden Willen, der in ihren Schädeln bohrte und sie zu weiterem Handeln trieb. Sie konnten sich der drängenden Stimme nicht widersetzen und mussten die gegebenen Befehle befolgen.

Hüpfend näherten sie sich nun der Kante des Kirchendaches. Sie sicherten noch einmal nach allen Seiten, dann ließen sie sich wie Steine in die Tiefe fallen. Dicht über dem Erdboden breiteten sie die Flügel aus und fingen elegant den Sturz ab.

Ein letztes Herumschwingen noch, dann standen sie vor dem Portal, hinter dem sie den wussten, der berechtigt war, über sie zu verfügen.

Ihr tierischer Instinkt sagte ihnen das, und darauf konnten sie sich verlassen.

Sie hüpfen die Treppe zum Kirchentor empor und blieben dort stehen.

Der eine von ihnen versuchte, die Tür zu öffnen. Er breitete einen Flügel aus und testete die Klinke mit der missgestalteten Hand am Flügelende. Die Tür war verschlossen.

Der eine trat zurück, nahm einen kurzen Anlauf und warf sich mit dem Kopf voran gegen die massiven Eichenbohlen.

Das Donnern hallte weit durch das Dorf. Doch erstaunlicherweise rührte sich niemand. Keinem schien der Lärm aufzufallen.

Wieder rannte das Wesen mit dem Kopf gegen die Tür. Und abermals ertönte das dumpfe Dröhnen, als der Schädel, der wieder aus Stein zu bestehen schien, die Holzplanken traf.

Unter Splittern und Krachen schwang ein Türflügel zurück. Das Schloss hatte dem urweltlichen Ansturm nicht standgehalten und war

herausgebrochen.

Das Flackern der beiden Kerzen drang nach draußen. Die beiden Ungeheuer hätten den Lichtschein nicht gebraucht, denn sie konnten auch bei Nacht sehen.

Mordius hatte sich in seinem Sarg halb aufgerichtet. Schweiß stand auf seiner gefurchten Stirn. Das Herbeirufen der dämonischen Mächte kostete viel Kraft.

Fanatisches Feuer glühte in seinen Augen. Ein heiseres Stöhnen entrang sich seiner Brust und ein stummer Jubel stieg in ihm auf.

Er hatte es geschafft. Er hatte den Satan auf seiner Seite. Jetzt konnte ihm nichts mehr passieren. Mit gierigen Blicken verfolgte er den Weg der beiden Flugbestien. Sie hüpfen schwerfällig auf ihn zu und stellten sich rechts und links von der Totenkiste auf.

Sie schienen auf etwas zu warten. Mordius begriff. Das waren seine Boten und Sklaven, die ihn überall hin bringen würden.

Mordius wusste genau, wie sein nächstes Ziel hieß. Château de Montagne!

Im gleichen Augenblick, in dem er den Namen dachte, kam Leben in die beiden Flugungeheuer.

Schwerfällig kletterte Mordius aus dem Sarg. Er machte einige Schritte, um sich aufzuwärmen und näherte sich dann den Flugwesen.

Sie machten ihm bereitwillig Platz. Sie schlugen mit den Flügeln und sprangen auf die Kanten des Sarges. Dann breiteten sie ihre Flügel noch weiter aus und lösten sich von der Totenkiste.

Sie überflogen Mordius, der ihnen gebannt zuschaute, bis sie ihn erreicht hatten.

Da streckte er plötzlich die Arme aus und schnappte mit den Händen nach den Füßen der Kreaturen.

Er bekam sie zu fassen und schloss die Hände um die Gelenke.

Wie festgeschweißt saßen sie dort, als der ungeheure Ruck seine Arme aus den Schultergelenken zu reißen drohte.

Mit traumwandlerischer Sicherheit glitten sie durch das Kirchenportal. Dann gewannen sie die freie Fläche vor der Kirche und verstärkten den Schlag ihrer mächtigen Flügel.

Wie ein Stein, den man auf einem Turm loslässt, stürzte die Erde unter ihnen weg. Die Kirche wurde immer kleiner, und die fliegenden Ungeheuer änderten den Kurs. Sie kannten ihr Ziel genau.

Château de Montagne. Dort lebte der Mann, dem der ganze Hass ihres neuen Herrn und Meisters galt.

Professor Zamorra!

\*\*\*

Pfeifend strich der Wind um seinen hageren Körper. Mordius krampfte sich an den Füßen der fliegenden Fabelwesen fest und hatte

trotz der beträchtlichen Höhe, in der sie dahinjagten, keine Angst, abzustürzen. Er wusste, dass ein Mächtiger über ihn wachte und ihn beschützte.

Mordius fragte sich nur, wie die Bestien, die ihn da durch die Lüfte trugen, zu steuern waren.

Er konzentrierte sich und versuchte, sie gedanklich zu beeinflussen. Mit aller geistigen Kraft, deren er fähig war, befahl er ihnen einen an sich unbedeutenden Kurswechsel.

Und zu seiner übergroßen inneren Befriedigung folgten sie dem Befehl genau. Das unheimliche Trio beschrieb einen weiten Bogen über der nächtlichen Landschaft.

Scharf hob sich das Gespann des Satans gegen die bleiche Scheibe des Mondes ab. Wie ein Scherenschnitt konnte es einem aufmerksamen Betrachter erscheinen, doch hatte zu dieser Zeit niemand Interesse, den Mond zu beobachten. In diesem Landstrich war das Tagewerk härteste Arbeit, und die Bauern der Umgebung waren rechtschaffen müde. Hier gab es kein ausgeprägtes Nachtleben – zumindest nicht für Touristen und nicht in der Öffentlichkeit.

Die beiden Wesen stießen schrille Schreie aus. Es schien, als würden sie sich freuen, endlich der jahrhundertealten Fessel entronnen zu sein. Mordius triumphierte mit ihnen. Bald würde er es endlich geschafft haben. Dann stand ihm nichts mehr im Wege. Doch solange noch Professor Zamorra ein ernstzunehmender Gegner war, konnte er seine verbrecherischen Vorhaben nicht verwirklichen.

Mordius schaute nach unten auf die Erde und versuchte sich zu orientieren. Er erkannte deutlich ein Wäldchen und verschiedene Buschgruppen. Tief unter ihm lag die Landschaft da, vom Mondlicht übergossen. Nun konnte Mordius auch die Spuren auf dem Feld sehen, auf dem die teuflische Panzerschlacht gegen den Professor stattgefunden hatte. Mordius konnte jetzt noch nicht begreifen, wie er hatte unterliegen können. Sollte er sich in den Fähigkeiten des Professors doch getäuscht haben?

Mordius knirschte mit den Zähnen. Er würde es ihm schon zeigen.

Er spürte deutlich die raue Haut in seinen Händen. Das erinnerte ihn daran, dass er nicht allein hier oben war und dass sein Plan endlich Gestalt annehmen musste.

Was hatte der Höllenfürst gesagt? Ein kleines Dorf in den Karpaten sollte für Zamorra zum Verhängnis werden. Der Höllenfürst hatte zwar den Namen des Ortes nicht genannt, und er hatte auch nicht beschrieben, wo der Ort lag, doch instinktiv wusste Mordius, wie er das Dorf würde finden können. Das erfüllte ihn wieder mit Freude, denn nun erkannte er, dass er einen mächtigen Verbündeten hatte.

Einige Kilometer voraus machte Mordius die Burg aus, die sein Ziel war. Château de Montagne! Hass stieg in ihm auf und ließ ihn erneut

die Zähne knirschend aufeinanderbeißen.

Die Flugwesen beschrieben einen neuen weiten Bogen, ohne dass er ihnen den Befehl dazu gegeben hätte. Sie schienen ohne sein Zutun genau zu wissen, was sie zu tun hatten.

Das Schloss kam immer näher. Mit mörderischer Geschwindigkeit stießen die raubvogelähnlichen Wesen darauf herunter. Mordius konnte schon das Dach ausmachen und suchte bereits einen Platz, auf dem sie würden landen können.

Er fand ihn im gleichen Moment wie die Wesen. Nur steuerten sie direkt darauf zu und breiteten die Flügel aus, um das Tempo ihres Fluges zu drosseln. Der Dachfirst kam rasch näher. Mordius konnte nun deutlich die einzelnen Dachschindeln unterscheiden.

Dann erfolgte der Aufprall.

Seine Knie krachten gegen die Firstkante. Aber er verspürte keine Schmerzen. Seine Nerven hatten ihre Funktion eingestellt. Nur sein Gehirn arbeitete noch. Und das machte ihn so gefährlich, denn er kannte nicht die normalen Hemmungen, denen sich die Menschen gegenübersehen.

Die beiden Flugwesen hatten sich im Augenblick des Aufpralls an der Firstkante festgeklemt. Sie hielten den untoten Wissenschaftler, der abzurutschen drohte. Gekonnt zerrten sie ihn vollends auf die Kante.

Mordius rutschte solange hin und her, bis er rittlings dasaß und ungehindert in den Burghof und auf die angrenzenden Gebäude hinunterschauen konnte. Die weißen Steine des Hofes schimmerten zu ihm herauf. Doch Mordius hatte keinen Sinn für die Schönheit dieser Idylle. Er kannte nur seinen Hass, der endlich befriedigt werden sollte. Seine Gedanken tasteten sich über die Mauern des Schlosses und suchten das Echo, das ihnen die Existenz eines lebenden Wesens verriet.

Mordius zuckte zusammen. Seine rechte Hand hatte er um den Hals des grässlichen Flugwesens gelegt und kralte es im Nacken.

Das Wesen stieß ein hohes Fiepen aus, als Zeichen seines Wohlbehagens.

Mordius war zusammengezuckt, weil das Wesen plötzlich nach seiner Hand gehackt hatte. Irgendetwas musste es aus seiner Ruhe aufgeschreckt haben.

Mordius konzentrierte sich erneut und merkte, dass seine Gedanken auf ein nachgiebiges Hindernis trafen.

Hatte er etwa einen lebenden Menschen gefunden? Vielleicht war ihm sein Schicksal sogar gnädig, und er hatte den Professor, seinen Todfeind, endlich gefunden. Ein weiteres Nachstoßen durch dieses Hindernis bewies ihm, dass seine Hoffnung bestätigt wurde. Es war das Gehirn des Menschen, der den Dämonen und ihren Verbündeten den ewigen Kampf geschworen hatte.

Es war der Mann, der ihn schon zweimal verwiesen hatte.  
Ein drittes Mal sollte es ihm nicht mehr gelingen...

\*\*\*

Zamorra hetzte durch einen endlos scheinenden Gang. Die Wände drängten sich immer dichter an ihn heran und drohten ihn zu erdrücken. Ein nie gesehenes Inferno von Farben umwaberte seine Gestalt.

Er war halbnackt. Schweiß glänzte auf seiner Haut und rann in dünnen Rinnsalen über seinen Körper. Er wurde verfolgt und wusste nicht von wem. Übermächtig verspürte er die Drohung, die sich hinter ihm aufbaute und ihm nachhetzte.

Er wandte sich um. Ein grässliches Lachen war die Antwort. Es sah so aus, als würde man mit ihm spielen und sich an seiner Not und Ratlosigkeit ergötzen.

Bilder stiegen vor Zamorras geistigem Auge auf, die er schon einmal gesehen hatte und die ihm Erlebnisse aus seiner Vergangenheit vorgaukelten. Er sah sich in Zweikämpfen mit den Mächten des Bösen. Doch die Kämpfe endeten in seiner Vorstellung anders, als er sie in Wirklichkeit erlebt hatte.

Er war der Verlierer! Immer wieder gelang es den Wesen aus der anderen Welt, ihm eine Niederlage zu bereiten.

Sein Atem ging keuchend. Er wollte sich ausruhen, einige Sekunden nur. Doch die Verfolger ließen ihm keine Ruhe. Er wankte weiter, stieß gegen die roh behauenen Wände des Ganges und schürfte sich die Schultern auf. Wie er in diese Situation gekommen war, wusste er nicht mehr in sein Gedächtnis zurückzurufen. Er wusste nur, dass er fliehen musste. Jedes Zögern hätte seinen Tod bedeutet.

Wieder erklang dieses grässliche Gelächter hinter ihm. Und aus dem Gelächter löste sich eine Stimme, die sich direkt in seinen Gedanken befinden musste.

»Warum läufst du, Zamorra? Du kannst mir doch nicht entrinnen!«

Zamorra wollte etwas erwidern, sagen, dass er kämpfen wollte, dass sein Gegner sich ihm stellen sollte, aber sein Denken blieb stumm, und über die Lippen brachte er keinen Laut.

Die Farben umtanzten ihn, ließen die Umgebung in immer unwirklicheren Schatten versinken und verwehen. Zamorra glaubte, in dieses Farbenmeer hineinzustürzen und für immer darin zu verschwinden.

Wieder blieb er stehen und wandte sich um.

Eine tiefrote Feuerwand raste auf ihn zu. Instinktiv hob Zamorra den Arm, um sein Gesicht zu schützen.

Die wabernde Lohe glitt unter infernalischem Getöse auf ihn zu und hüllte ihn ganz ein. Zu seiner Verwunderung verspürte der Professor

keinen Schmerz. Erleichtert nahm er den Arm herunter.

Was er sah, ließ seinen Atem stocken. Vor ihm stand ein Riese von einem Mann. Tote Augen starrten ihn aus einem grauenhaft entstellten Gesicht an. Die schmalen Lippen verzerrten sich zu einem böartigen Grinsen. In den Augen des urweltlichen Wesens loderte der blanke Hass.

Fetzen hingen von der athletischen Gestalt seines Gegenübers. Sie flatterten leicht in einem Wind, von dem Zamorra aber nichts merkte.

Wieder lachte es in seinem Kopf auf. Diesmal stärker, lauter und quälender als zuvor. Und Zamorra wusste, dass der Riese, der ihm gegenüberstand, vollkommene Macht über ihn hatte.

Ergeben senkte der Professor den Kopf und erwartete das Ende.

»Na, hast du nun deinen Meister gefunden?«, fragte die Stimme in seinem gemarterten Schädel. »Siehst du nun ein, dass man sich nicht gegen die Dämonen stellen soll? Sieh mich an!«

Zamorra hob den Kopf und schaute dem anderen ins Gesicht. Da begriff er, wer da vor ihm stand.

Es war Mordius, der wahnsinnige Wissenschaftler, der das Geheimnis des ewigen Lebens entdeckt hatte und nun seinen Tribut forderte für das, was ihm der Professor angetan hatte.

Zamorra konnte sich nicht mehr rühren. Er war zu Eis erstarrt.

Ohnmächtig musste er mit ansehen, wie der ins Riesenhafte gewachsene Untote auf ihn zukam und ihn berührte.

Ein Zittern durchlief seinen Körper. Unkontrolliert schlugen seine Zähne aufeinander.

Der Untote hob ihn hoch wie einen Spielball und setzte sich in Bewegung. Sie eilten den Weg zurück, den sie gekommen waren. Zamorra sah an den Wänden, dass sie sich in den Verliesen seines Schlosses befanden. Er sah die Türen, wusste, was sich dahinter verbarg, doch dieses Wissen nutzte ihm gar nichts. Ohnmächtig musste er das Schreckliche über sich ergehen lassen.

Sie stiegen die Treppe empor. Dann ging Mordius zielstrebig auf eine Tür zu und öffnete sie.

Zamorra musste blinzeln, ehe er seine Umgebung erkannte. Sie hatten die Bibliothek seines Schlosses betreten.

Vor der riesigen altertümlichen Wandkarte der Welt blieben sie stehen. Zamorra wusste instinktiv, dass diese Wandkarte eine besondere Rolle in dem spielen würde, was nun kam.

Mordius schickte ihm einen Befehl, dem er sich nicht widersetzen konnte. »Tritt näher an die Karte heran!«

Zamorra trat drei Schritte auf die Karte zu. Unverwandt starrte er darauf. Bis sein Blick magisch von einem bestimmten Punkt angezogen wurde. Es waren die Karpaten, auf die er starrte. Blicklos nahm er die durch Linien gekennzeichneten Höhenzüge in sich auf.



Eine innere Kraft trieb ihn dazu, die Hand auszustrecken und auf einen ganz bestimmten Punkt zu legen.

Mordius lachte spöttisch auf. »Siehst du nun, dass dir eine Gegenwehr überhaupt nichts nutzt? Doch ich will hier noch kein Ende mit dir machen. Ich werde dich erwarten. Diesmal sollst du *meinen* Befehlen folgen. Ich werde bestimmen, wo wir uns wiedersehen. Und du kannst nichts anderes tun, als dort hinzufinden. Denk an das Schloss der Vampire. Dort werden wir auf dich warten. Und dort sollst du deinen Tod finden. Immer schon wollten wir auf deiner Erde Fuß fassen, doch Menschen wie du, von denen du der letzte Nachfahre bist, haben das jedes Mal zu vereiteln gewusst. Nun ist deine Stunde gekommen. Bereite dich vor.«

In Zamorra tobte ein wilder Kampf. Alles in ihm sträubte sich gegen die Empfindungen, die auf ihn einstürmten. Er wollte sich aus der schrecklichen Klammer lösen. Für Momente hatte er auch den Eindruck, dass er das schaffen könnte. Aber dann fiel er wieder zurück in die lähmende Lethargie, die von ihm Besitz ergriffen hatte.

Er schaute zur Seite, dorthin, wo er den Untoten wusste.

Dieser griff plötzlich über seinen Kopf und ballte seine Hand zur Faust. Als die Faust niederzuckte, funkelte ein langer Dolch darin.

Das vieltausendfarbige Licht zauberte unglaubliche Reflexe auf die polierte Klinge der Waffe.

Als wäre er völlig unbeteiligt, so starrte Zamorra auf die Waffe. Er machte keine Anstalten, sich in Sicherheit zu bringen.

Mordius knurrte wie ein Raubtier vor dem Sprung auf die Beute.

Dann schoss seine Hand vor. Ehe Zamorra erkannte, worauf der Dolch zielte, war es bereits zu spät.

Der Dolch bohrte sich in seine Hand!

Ein grausamer Schmerz raste durch seinen Körper.

Er schrie verzweifelt auf, dann wurde es schwarz um ihn. Doch das Lachen des Ungeheuers hatte sich in seinem Gehirn eingegraben und hallte immerfort nach...

\*\*\*

In Schweiß gebadet wachte Zamorra auf. Der wahnsinnige Schmerz jagte in Wellen durch seinen gemarterten Körper. Um ihn herum war undurchdringliche Finsternis. Er wusste zuerst gar nicht, wo er sich befand. Langsam erst dämmerte es ihm, dass er alles nur geträumt hatte. Er lag in seinem Bett, und kein Dämon, kein Mordius hatte ihn gejagt.

Schwerfällig richtete sich der Professor auf. Diese Bewegung war zuviel. Wie ein glühender Pfeil bohrte eine neue Schmerzwelle in seinem Leib herum. Seine ganze rechte Seite war wie gelähmt. Und er hatte das Gefühl, seine rechte Hand würde bluten.

Zamorra tastete nach der Nachttischlampe. Dabei stieß er gegen den Elektrowecker. Polternd fiel er von dem Tischchen auf den Boden. Der Weckmechanismus wurde ausgelöst. Ein dünnes Summen hallte durch den Raum.

Zamorra zerbiss einen Fluch. Endlich hatte er den Schalter gefunden. Das Licht flammte auf. Die Laken auf seinem Bett waren klamm, das Kopfkissen zerwühlt. Mit brutaler Deutlichkeit zuckte ihm wieder der schreckliche Traum durch den Kopf. Und der Schmerz in seiner Hand ließ ihn zweifeln, dass es wirklich nur ein Traum gewesen war.

Er starrte auf die Hand und rechnete damit, einen Blutstrom daraus hervorpulsen zu sehen. Doch die Hand war unversehrt, die Haut weiß und glatt. Nur der Schmerz schien den ganzen rechten Arm mit unendlicher Glut zu verzehren.

Zamorra musste einen Aufschrei unterdrücken. Da fiel ihm ein, dass er ja zurzeit allein im Schloss war. Nicole besuchte ihre Eltern, und Rafael Bois, sein guter Hausgeist, hatte zwei Wochen Urlaub.

Auf eine Urlaubsvertretung hatte Zamorra sich nicht einlassen wollen. Ehe er einen Fremden in seinem Schloss, dem Stammsitz seiner Vorväter, schalten und walten ließ, spielte er lieber selbst den Strohwitwer und Hausmann.

Zamorra versuchte, ganz aufzustehen. Schwankend stand er da. Er musste sich an der Wand abstützen, sonst wäre er gestürzt. Sein Herz raste, und Zamorra keuchte wie ein Marathonläufer nach dem Wettkampf. Die Knie zitterten, und er fühlte sich wie ein Hochleistungssportler am Rande der Erschöpfung.

Zamorra schaute sich in dem Zimmer um. Er suchte etwas, doch wusste er nicht was. Er setzte sich mit unsicheren Schritten in Bewegung. Er erreichte die Tür und riss sie auf, als erwarte er einen Lauscher vor der Tür zu überraschen. Doch der Gang lag leer und dunkel vor ihm.

Mit fahrigten Bewegungen tastete seine Hand über die Wand links der Tür und suchte nach dem Schalter für die Gangbeleuchtung. Er fand ihn und legte ihn um.

Die warme Deckenbeleuchtung ließ alles in einem freundlicheren Licht erscheinen. Doch Zamorra hatte kein Auge dafür.

Sein Geist war in Aufruhr. Auch ließ ihn der rasende Schmerz in seiner rechten Hand keinen klaren Gedanken fassen. War es wirklich nur ein Traum gewesen? Zamorra überzeugte sich erneut, dass seine Hand unverletzt war. Er wollte es nicht glauben.

Krampfhaft versuchte er sich den Traum ins Gedächtnis zurückzurufen. Wo hatte die schreckliche Szene stattgefunden, wo hatte Mordius ihn gestellt?

In der Bibliothek! Unwillkürlich lenkte er seine müden Schritte in diese Richtung. Vor der Tür zu dem Raum verharnte er. Er legte die

Hand auf die Klinke, wagte aber nicht, die Tür zu öffnen. Er rechnete damit, etwas Unglaubliches zu erblicken.

Er riss sich zusammen, versuchte sich über sich selbst lustig zu machen und öffnete die Tür.

Das Licht in der Bibliothek brannte. Dabei wusste er genau, dass er es am Abend, bevor er ins Bett gegangen war, ausgeschaltet hatte.

Oder sollte er sich irren?

Zögernd betrat er das Zimmer mit den Bücherwänden. Er ließ seinen Blick über die endlosen Reihen von Buchrücken wandern, über die gediegenen Möbel, den wertvollen Teppich bis hin zu der einzigen freien Wand, die von einer antiken Weltkarte geschmückt wurde.

Und hier überfiel ihn das Grauen in voller Stärke.

Mitten auf der Karte gewahrte er einen roten Fleck.

Er brauchte gar nicht näher an die Karte heranzugehen, um sich zu überzeugen, dass er mit seiner Vermutung richtig lag.

Es war Blut! Und instinktiv wusste er auch, dass es sein Blut war.

Doch das war noch nicht alles. Mitten im Zentrum des Blutfleckes blitzte ein Lichtreflex auf. Er stammte von einem metallenen Gegenstand. Es war der Dolch, den Mordius ihm im Traum durch die Hand gejagt hatte!

Zamorra stolperte auf die Wandkarte zu, bis er fast mit dem Kopf dagegen stieß.

Seine linke Hand umklammerte den Dolchgriff. Mit einem leisen Aufschrei zog Zamorra die Hand zurück. Der Dolchgriff war siedendheiß! Also hatte er wohl doch nicht geträumt. Aber was hatte das alles zu bedeuten?

Ein dröhnendes Gelächter von draußen schreckte ihn hoch. Er stürzte zum Fenster, riss es auf und starrte hinunter in den Burghof, der im fahlen Licht des Mondes still und wie tot dalag.

Doch ein riesiger Schatten zeichnete sich auf dem Pflaster ab. Es war ein deutlich erkennbarer Schattenriss, und Zamorra identifizierte ihn sofort.

Es war der Schatten von Mordius, dem Untoten!

Zamorra zog sich vom Fenster zurück und jagte aus dem Zimmer hinaus auf den Gang. Er stürmte über den weichen Teppich bis zu der Tür, die auf den Wehrgang führte. Nackt wie er war trat er hinaus auf die Zinne und blickte sich gehetzt um.

Wieder erscholl das spöttische Gelächter. Es kam von oben. Zamorra legte den Kopf in den Nacken, um die Mauern über sich abzusuchen. Und da sah er ihn.

Wie ein Raubvogel auf der Jagd hockte der wahnsinnige Wissenschaftler dort oben auf dem First und schien sich köstlich über Zamorras Ratlosigkeit zu amüsieren. Neben dem Ungeheuer hockten noch zwei andere Wesen, deren Aussehen und Herkunft Zamorra sich

nicht auf Anhiieb erklären konnte.

Bis Leben in die Gruppe kam. Die beiden Wesen breiteten die Flügel aus und schickten sich an, sich in den Nachthimmel zu erheben.

Sie taten es auch, jedoch nicht allein. Festgeklammert an ihre Füße hing Mordius zwischen ihnen und ließ sich von ihnen davontragen.

Die unheimliche Gruppe beschrieb einen weiten Bogen um das Schloss, dann gingen die beiden Flugwesen in einen rasanten Sturzflug über, den sie abbremsen, als sie sich mit Zamorra auf gleicher Höhe befanden.

Und diesmal lag in Mordius' Stimme ein unstillbarer Hass. »Hör genau zu, Zamorra. Wie du siehst, ist es mir gelungen, mich erneut zu befreien. Diesmal allerdings nicht allein aus eigener Kraft. Ich habe nämlich einen mächtigen Verbündeten bekommen. Ich will dir noch eine Chance geben, deinen Mut im Kampf gegen mich zu beweisen. Doch diesmal bestimme ich die Spielregeln. Und du musst sie genau befolgen. Du wirst nicht die Kraft haben, dich dagegen zu wehren. Denn ich herrsche auch über deine Gedanken, wann immer ich es will. Geh zur Karte an der Wand und merke dir genau den Ort, in dem der Dolch steckt. Dort sollst du hinkommen. Und wenn du ankommst, dann werde ich mit Sicherheit schon da sein. Also sieh dich vor, denn ich werde jederzeit zuschlagen können. Und du wirst nicht wissen, wann das sein wird. Und nun viel Glück, du Meister des Übersinnlichen. Man sollte mit diesen Dingen nicht spa- ßen. So selten diese Erscheinungen auf eurer Welt auch sind, man sollte nicht über das lachen, was man nicht begreift. Du bist der letzte von denen, der uns, den Dämonen, noch gefährlich werden könnte. Dich müssen wir noch bezwingen, dann ist der Weg für uns frei! Frei! Frei!«

Lange noch hallte der wilde Wutschrei des Untoten zwischen den Mauern des Schlosses wider. Zamorra hatte unbeweglich zugehört und war nicht in der Lage gewesen, etwas zu erwidern. Mordius hatte wirklich sein Denken gelähmt, und nur die Anweisung hatte sich in seinem Gedächtnis festgesetzt.

Schwerfällig, wie in Trance, wandte er sich um und ging zurück in das Gebäude. Ohne sich noch lange aufzuhalten, schritt er durch den Gang und betrat erneut die Bibliothek.

Vor der Karte blieb er stehen. Unverwandt starrte er auf den Dolch, als wolle er sich diesen Anblick für den Rest seines Lebens einprägen.

Hier war es, das Zeichen eines Gesandten aus einer Welt, die nicht zu finden, geschweige denn zu beschreiben war. Einer Welt, für die Begriffe wie Zeit und Raum keine Geltung haben.

Es war das Zeichen von Mordius, und es sollte ihm zugleich als Drohung und als Warnung dienen. Doch es war auch eine Herausforderung.

Zamorra war bereit, sie anzunehmen.

Und während von draußen noch einmal ein hohles Gelächter über die Landschaft tanzte, trat Zamorra an das offene Fenster und schaute hinaus in die Nacht.

Hoch über ihm kreisten die beiden Flugungeheuer und zwischen ihnen, festgeklammert an ihre Klauen, der Untote, der das Geheimnis des ewigen Lebens entdeckt hatte.

Sein Weg führte quer über Europa in Richtung Osten.

Das Ziel war ein kleines Dorf in den Karpaten...

\*\*\*

In dieser Nacht bekam Zamorra kein Auge mehr zu. Er saß lange in seiner Bibliothek und dachte darüber nach, was er nun zu tun hatte.

Die einzige, mit der er die Angelegenheit hätte besprechen können, Nicole Duval, seine Freundin und Assistentin, war weit weg in Paris, wo sie sich mit ihren Eltern treffen wollte, um einen gemeinsamen Urlaub zu verleben.

Zamorra kam sich im Moment sogar ziemlich einsam vor. Nur zu gern hätte er die schrecklichen Erlebnisse der Nacht mit jemandem beredet, doch er musste zugeben, dass es vielleicht besser war, wenn er alles für sich behielt.

Jetzt musste er erst einmal eine Entscheidung treffen, die ihm keiner abnehmen konnte.

Er hatte sich berufen gefühlt, den Kampf gegen Mordius, das Genie des Satans, aufzunehmen, und er hatte keinen bleibenden Erfolg gehabt. Zwar war es ihm gelungen, Mordius für einige Zeit mattzusetzen, doch ein Triumph war ihm nicht beschieden gewesen. Mordius, dieser Satan in Menschengestalt, lief noch immer frei herum und stellte für die Menschheit eine permanente Bedrohung dar. Zamorra wagte sich gar nicht auszumalen, was geschehen würde, wenn Mordius frei planen und handeln könnte.

Unwillkürlich schüttelte Zamorra den Kopf, als hätte ihm jemand eine Frage gestellt, die er entschieden verneinen musste. So ging es nicht.

Er durfte die Verantwortung nicht von sich abwälzen und die ganze Angelegenheit vergessen. Mordius war sein Gegner, und er hatte ihn persönlich herausgefordert. Das Erbe seiner Vorväter verlangte von ihm, dass er der Herausforderung nachkam und sich dem Ungeheuer stellte. Ihm konnten in diesem Kampf nur Glück, seine Umsicht und ein gnädiger Schutzengel helfen.

Zamorra deutete den Traum und die anschließende Entdeckung in der Bibliothek genau richtig. Es waren Hinweise, denen er zu folgen hatte. Dazu kam noch die eindeutige Botschaft, die Mordius ihm persönlich übermittelt hatte.

Zamorra musste die Reise antreten, auch wenn es wahrscheinlich

eine Reise ohne Wiederkehr werden könnte. Nur gut, dass Nicole nicht in der Nähe war. Sie hätte ihm entweder verboten, zu fahren, oder sie hätte sich nicht davon abbringen lassen, ihn zu begleiten.

Zamorra wusste nur zu gut, dass er ihr das hätte nicht abschlagen können, doch gleichzeitig wäre er sich auch über die Gefahren im Klaren gewesen, die im fremden Land auf sie lauerten.

So hatte er den Gefahren allein zu trotzen und brauchte sich nicht auch noch um die Sicherheit eines Begleiters zu kümmern.

Zamorras Entschluss stand fest. Er würde die Reise machen und sein Bestes versuchen. Doch zuvor war noch einiges zu erledigen.

Er ging hinüber zum Schreibtisch und suchte einen Bogen Papier aus einer Schublade. Dann setzte er sich in den Arbeitsstuhl und begann zu schreiben. Es war eine Nachricht an Nicole Duval, in der er ihr mitteilte, was er vorhatte und warum er wahrscheinlich nicht im Schloss wäre, wenn sie ankommen würde.

Über sein genaues Ziel ließ er allerdings nichts verlauten, denn er kannte den Unternehmungsgeist seiner Sekretärin. Sie wäre ihm bestimmt nachgefahren, in dem Glauben, er brauche ihre Hilfe und Unterstützung.

Abschließend beteuerte er seiner Freundin noch einmal seine Liebe und schloss den Brief mit dem Hinweis, dass sein Testament bei einem Notar in Paris hinterlegt war und dass Nicole von ihm erfahren könnte, was mit seinem Nachlass zu geschehen habe.

Zamorra war fest davon überzeugt, dass diese Fahrt ins Ungewisse sein letzter Kampf gegen einen Sendboten aus der Welt der Dämonen sein sollte. Er kam sich vor wie ein Japaner vor dem Harakiri. Etwas anderes war es auch nicht. Ein Selbstmordunternehmen mit verschwindend geringer Chance, dem Tod von der Schippe zu springen.

Zamorra erhob sich wieder und trat an den Wandschrank, in dem er das Erbe seiner Vorväter aufbewahrte.

Er öffnete die Schranktür und holte eine kleine Schatulle hervor.

Er ließ sie aufschnappen und betrachtete lange das matt schimmernde Amulett auf dem roten Samt.

Wie oft hatte es ihm schon in den aussichtslosesten Situationen geholfen. Wie oft hatte es ihm schon im wahrsten Sinne des Wortes das Leben gerettet. Würde es ihm auch dieses Mal die gleichen Dienste erweisen?

Nur mit Mühe riss der Professor seinen Blick von dem silbernen Talisman los. Er klappte das Kästchen zu und stellte es auf den Schreibtisch.

Nein, er würde den Glücksbringer auf keinen Fall mitnehmen. Es war zu wahrscheinlich, dass es in die falschen Hände fiel, wenn er sich durch die Karpaten kämpfte. Er wollte es Nicole schenken, einerseits

als Andenken an ihn und andererseits als Schutz vor den Mächten des Bösen.

Zamorra faltete den Brief und schob ihn in ein gefüttertes Kuvert.

Er erhitzte über einer Kerzenflamme etwas Siegelwachs und ließ es auf den Brief tropfen. Dann nahm er den Siegelstempel und drückte die Konturen des Familiensiegels derer von Montagne in die weiche Masse.

Dann betrachtete Zamorra noch für einige Sekunden sinnend den Brief, stellte ihn dann aufrecht gegen die Schreibtischlampe. So würde Nicole ihn unter Garantie nicht übersehen. Die Schatulle mit dem Amulett stellte er daneben. Nicole würde seine Beweggründe zwar nicht begreifen, doch war sie zumindest in Sicherheit. Zamorra war überzeugt, dass sie das eines Tages bestimmt verstehen würde.

Dann griff der Professor zum Telefon. Er wählte die Nummer eines Reisebüros am Flughafen Orly, das die ganze Nacht geöffnet hatte. Telefonisch buchte er einen Flug nach Bukarest.

»Sollen wir Ihnen auch ein Hotelzimmer reservieren?«, fragte die angenehme Stimme der Angestellten des Reisekontors. »Oder halten Sie sich nicht in Bukarest auf, Monsieur?«

Zamorra stutzte einen Moment. Dann sagte er: »Nein, Mademoiselle, ich werde weiterreisen. Ich gedenke nicht in Bukarest zu bleiben. Ich danke Ihnen für Ihre Bemühungen. Ich komme mir dann morgen den Flugschein kurz vor dem Start in Ihrem Geschäft holen.«

Ohne eine Antwort abzuwarten, legte Zamorra auf. Hätte man ihn gefragt, wohin er überhaupt fahren wollte, er hätte keine genaue Antwort geben können. Er wusste weder den Namen des Dorfes, das er aufsuchen sollte, noch wie er dahingelangen konnte.

Lediglich die Lage wurde durch den geheimnisvollen Blutfleck an seiner antiken Weltkarte gekennzeichnet. Das war alles, was Zamorra über sein Ziel wusste. Und doch war er überzeugt, sein Ziel mit nachtwandlerischer Sicherheit zu finden. Er machte sich keine Gedanken über sein Weiterkommen vom Flughafen in Bukarest, und doch wusste er, dass alles für ihn bereitstehen würde.

Zamorra konnte nicht ahnen, dass Mordius sein Gehirn mit einem Block abgeschirmt hatte, der ihn daran hinderte, Dritten etwas von seinen genauen Plänen mitzuteilen. Es sollte niemand wissen, wo er sich genau aufhielt. Mordius wollte ihn ganz allein für sich und wollte bei dem, was er vorhatte, nicht gestört werden.

Und sein Plan war grauenhaft. Er wollte Zamorra zu einem Untoten machen, und ihn als rastlosen Geist keine Ruhe finden lassen...

\*\*\*

Während die goldenen Strahlen einer milden Spätherbstsonne Paris zu einem Paradies für Verliebte und Architekturbegeisterte machten,

zeigte trübes Wetter die Stadt Bukarest den Touristen von ihrer grauesten Seite.

Als das Flugzeug landete, war durch die dichten Regenschleier, die über das Rollfeld wehten, kaum etwas von der fernerer Umgebung zu erkennen.

Der ungewöhnlich gut aussehende Mann mittleren Alters gab der Stewardess schon seit Stunden einige Rätsel auf. Er saß da in einer seltsam gespannten Haltung, andererseits aber mit einem mehr als unbeteiligten und geistesabwesenden Gesichtsausdruck. So stellte sich das Fluggirl jemanden vor, der sich in Hypnose befand und auf den Einsatzbefehl eines großen Unbekannten wartete.

Sie hatte einige Male versucht, mit ihm ins Gespräch zu kommen, hatte ihm besonders zuvorkommend und freundlich etwas zu trinken angeboten, doch der Mann hatte nur abgelehnt.

Professor war er, und einen ziemlich exotisch klingenden Namen hatte er – Zamorra, Professor Zamorra. Sie hatte das aus der Passagierliste erfahren. Eunice Clair, so hieß der Engel der Lüfte, strich sich das blonde Haar aus der Stirn und wartete auf eine Reaktion des Mannes.

Fast alle Reisenden waren schon dabei, die Sicherheitsgurte abzulegen, obwohl über den Sitzen immer noch das Licht *Fasten your seatbelts!* brannte. Einige andere allerdings hockten in völlig verkraumpfter Haltung in den Sesseln, als warteten sie auf das Hereinbrechen des Jüngsten Gerichtes. Offensichtlich handelte es sich hier um Leute, die allenfalls das Tempo einer Eisenbahn gewöhnt waren und wohl ungern, wenn nicht gar zum ersten Mal im Flugzeug unterwegs waren.

Sollte dieser Professor in dieser Hinsicht ebenfalls ein »Anfänger« sein? Das konnte sich Eunice Clair nun überhaupt nicht vorstellen.

Dafür umgab den Mann ein zu weltmännisches Flair. Außerdem war ihm in Paris beim Betreten des Flugzeuges anzusehen gewesen, dass er sich auf bekanntem Boden bewegte. Kein Zögern, kein unbeholfenes Herumhantieren mit dem Schließmechanismus des Gurtes.

Eunice Clair stand da, tief in Gedanken versunken, während die Maschine auf dem Flugfeld einen weiten Bogen rollte und langsam an das Flughafengebäude heranglitt.

Die Stimme eines Passagiers riss sie aus ihrer Versunkenheit und erinnerte sie daran, dass sie nicht zum Vergnügen für diesen Flug eingeteilt worden war. Sie wandte sich ab und hatte nach kurzer Zeit den sonderbaren Passagier vergessen.

Erst als sie ebenfalls mit dem letzten Strom Reisender die Maschine verließ, wurde sie wieder an ihn erinnert. Als der Flughafenbus anfuhr, ruckte er ein wenig und sie musste sich krampfhaft an einer der Haltestangen festhalten. Fast wäre sie sogar gestürzt, wenn nicht



eine kräftige Hand sie aufgefangen hätte. Verwirrt schaute die Stewardess hoch und blickte genau in das Gesicht des Reisenden, der ihr soviel Kopfzerbrechen bereitet hatte.

Sie murmelte ein hastiges und verlegenes Dankeschön, musste jedoch zu ihrer Verwunderung feststellen, dass der Professor mit keiner Reaktion zu verstehen gab, dass er überhaupt etwas von dem kleinen Vorfall mitbekommen hatte. Ausdruckslos starrten seine Augen ins Leere, als wären sie auf einen Punkt in der Unendlichkeit fixiert.

Aufs höchste verwirrt wandte das Girl sich ab und trachtete, so schnell wie möglich aus dem Bus zu kommen, als er vor dem Flughafengebäude stoppte. Eunice Clair eilte durch den Nebenausgang an den Zollkontrollen vorbei in die Wartehalle, wo bereits die erste Hälfte der Reisegruppe auf ihr Gepäck wartete.

Eunice Clair ging zu einem Getränkestand und bat um eine Coca Cola. Sie bezahlte, schob den Strohalm in den Flaschenhals und drehte sich wieder um in der Hoffnung, den Reisenden vielleicht noch einmal zu Gesicht zu bekommen.

Und ihre Hoffnung wurde nicht betrogen. Es dauerte gar nicht lange, da tauchte der Fremde bei den Zollkontrollen auf, wurde ohne Aufenthalt und Verzögerungen durchgelassen und eilte nun mit langen Schritten durch die Wartehalle, vorbei an den anderen Reisenden, unter denen sich bereits Ungeduld regte, weil ihr Gepäck so lange auf sich warten ließ.

Verblüfft begriff die Stewardess, dass der Mann offensichtlich überhaupt kein Gepäck bei sich hatte!

Es war das erste Mal, dass sie etwas so Sonderbares miterleben musste. Und es verwirrte sie über alle Maßen. War der Mann vielleicht gar kein Franzose? War er ein Flüchtling, oder sogar ein Spion? Ihre Gedanken jagten im Kreis.

Sie glaubte sich schon einer abenteuerlichen Affäre auf der Spur, trank hastig ihre Cola aus und rannte hinter dem fremden Professor her.

Doch ihre Bemühungen waren umsonst. Vor dem Gebäude konnte sie gerade noch mitverfolgen, wie der Mann einem Taxi winkte, in den Fond tauchte, die Tür hinter sich zuzog, und der Wagen dann anruckte und schnell im trüben Grau dieses unfreundlichen Tages verschwunden war.

Erst jetzt erinnerte sich Eunice Clair daran, was ihr bei dem Mann eigentlich so völlig ungewöhnlich vorgekommen war – trotz des regnerischen Wetters hatte er keinen Regenmantel getragen und auch keinen Schirm bei sich gehabt.

Er sah aus, als wäre er mitten aus einer Geschäftskonferenz herausgeholt und in das Flugzeug verfrachtet worden...

In dem Augenblick, in dem Zamorra die Halle des Flughafens von Bukarest verließ und einem heranrollenden Taxi winkte, durchzuckte es ihn wie ein Blitz. Auf einmal wusste er mit glasklarer Deutlichkeit, wo Mordius ihn erwarten würde.

Das Dorf hieß Valice und lag in einem kleinen engen Tal in den Südkarpaten. Der Landstrich trug auch einen Namen – Transsylvanien. Es war das sagenhafte Land der Vampire, die Gegend, aus der nach alter Überlieferung Graf Dracula, der Urvater der Vampire, herstammte.

Jetzt verstand Zamorra auch, was Mordius gemeint hatte mit dem Untoten, zu dem er Zamorra machen wollte. Zamorra verspürte eine innere Abscheu gegen diese Vorstellung, versuchte, seine Gedanken freizumachen von den schrecklichen Bildern, die auf ihn einstürmten, hatte aber keinen Erfolg. Zu tief hatte Mordius seine mentalen Befehle in Zamorras Geist gesenkt, als dass er wirkungsvoll etwas dagegen hätte unternehmen können.

Er konnte nur diesen Befehlen folgen und seine Sache möglichst schnell zu Ende bringen. Das Taxi, dem er gewinkt hatte, hielt mit quietschenden Bremsen. Zamorra, dem der Regen in Strömen über das Gesicht lief, beeilte sich, ins Trockene zu kommen. Der Taxifahrer betrachtete ihn wie ein Wesen aus einer anderen Welt. Er versuchte auf Rumänisch ein Gespräch anzufangen, da er sicher war, nur ein Einheimischer würde bei diesem Wetter lediglich im Anzug über die Straße laufen.

Doch er musste erkennen, dass er sich getäuscht hatte. Der Mann in seinem Wagen war wohl ein Tourist, der soeben mit dem Flugzeug angekommen war. In bruchstückhaftem Englisch fragte der Taxifahrer, ein untergesetzter Mann mit einem martialischen Schnurrbart, nach dem Fahrtziel seines Fahrgastes.

»Valice.« Zamorra hatte mit ausdrucksloser Stimme geantwortet.

Sein Blick war wach, jedoch weit in die Ferne gerichtet. Er schien den Taxifahrer und die Straße vor sich überhaupt nicht bewusst wahrzunehmen. Und noch einmal nannte er sein Ziel. »Valice.«

Der Taxifahrer zuckte zusammen wie unter einem Peitschenhieb.

Seine Lippen zitterten leicht, als er verzweifelt den Kopf schüttelte.

»Nicht Valice, Herr. Valice gefährlich, Herr. Dort lauert Tod. Außerdem alles zerstört dort. Sie werden nichts finden, Herr. Ich fahre Sie in die Stadt. Dann schauen Sie dort weiter. Ich Sie fahre nicht nach Valice.«

Zamorra gab keine Antwort. Es schien ihm gleichgültig zu sein, was der Taxifahrer ihm erzählte. Es konnte ihm auch egal sein. Denn er wusste genau, dass er sein Ziel erreichen würde.

Der Fahrer kurvte mit waghalsigem Tempo durch die Hauptstadt von Rumänien und bremste vor einem feudalen Hotelbau. Für ihn hatten

alle Besucher aus dem kapitalistischen Westen genug Geld, um in einer solchen Luxusherberge zu wohnen. Den gleichen Glauben hatte er auch bei seinem rätselhaften Fahrgast. Wollte der doch tatsächlich nach Valice, wo doch jeder wusste, dass Valice das Dorf der toten Seelen war.

Vor langer Zeit war es einmal in einer Zeitung berichtet worden.

Ein Tourist hatte sich auf einer Wanderung durch die Karpaten verirrt und war in ein Dorf gelangt, wie er es noch nie gesehen hatte. In dem Interview hatte er es mit einer Geisterstadt des Wilden amerikanischen Westens verglichen. Er habe keine lebende Seele in der Siedlung angetroffen und hatte dort übernachten wollen.

Doch plötzlich, lange nach Einbruch der Dunkelheit, war gespenstisches Leben in die Häuser gekommen. Auf einmal hatte er auf den Straßen Menschen sehen können, die sich alle in einer Richtung entfernten.

Er war ihnen gefolgt und hatte sie in dem Tal verschwinden sehen, an dessen Eingang das Dorf lag. Eine unerklärliche Kraft habe ihn davon abgehalten, den Menschen zu folgen. Stunden habe er gewartet, bis die Leute wieder zurückkamen.

Dann hatte er sie fragen wollen, was dort vor sich ging, aber niemand hatte ihm geantwortet. Sie waren einfach weitergegangen, als wäre er Luft für sie gewesen. Und so seltsam bleich hätten sie ausgesehen. Noch in der gleichen Nacht wäre er wieder aufgebrochen und hätte das Dorf verlassen.

Seitdem hieß es, dass es in dem Dorf Valice spukt. Und seitdem hatte sich auch niemand mehr dorthin gewagt.

Der Taxifahrer schreckte aus seinen Gedanken, als sein sonderbarer Fahrgast ihm auf die Schulter klopfte. Er zuckte herum und griff hastig nach dem Geldschein, den ihm der Fremde hinhielt. Ehe er das Wechselgeld herausgeben konnte, war der Fremde bereits ausgestiegen und eilte auf den Hoteleingang zu.

Schulterzuckend wandte der Taxifahrer sich ab und lenkte den Wagen wieder hinaus in den Verkehr. Den Fahrgast, der nach Valice wollte, hatte er schnell vergessen.

\*\*\*

Als Zamorra die Halle des Hotels betrat und der Portier ihm die Tür aufhielt, fand er wieder in die Gegenwart zurück. Einigermmaßen verwirrt schaute er sich um und zermartete sich den Kopf, was er nun anfangen sollte.

Er konnte nicht sagen, was ihn bewogen hatte, dem Taxifahrer den Namen des Ortes zu nennen, an dem Mordius auf ihn wartete. Die reine Logik musste ihm sagen, dass sein Unternehmen, so ganz ohne Planung in Angriff genommen, zu einem Misserfolg führen musste.

Zögernd ging er zur Rezeption und wartete, bis man auf ihn aufmerksam wurde. Der Professor wusste selbst, dass er im Augenblick kein sonderlich Vertrauen erweckendes Bild abgab. Zwar war sein Anzug nach der neuesten Mode geschnitten, doch nass wie er war, glich er eher einem Arbeitsanzug.

Entsprechend frostig verhielt sich auch der Empfangschef. »Mein Herr, ich glaube, Sie sind hier nicht am richtigen Ort. Das Obdachlosenasyl ist am anderen Ende der Stadt.«

Dabei grinste er spöttisch, als er bei seinen Worten den Mann vor dem Pult abtaxierte.

Zamorra ließ sich jedoch nicht einschüchtern. Mit gefährlich leiser Stimme knurrte er: »Wenn Sie jetzt nicht sofort dafür sorgen, dass ich hier ein Zimmer bekomme, dann werden Sie demnächst auf dem Campingplatz wohnen und dort Abfalleimer leeren.«

Der Empfangschef, ein Mann in den Fünfigern, rieb sich das Kinn und dachte nach. Sollte er den Kerl vor die Tür setzen, oder hatte er es mit jemand zu tun, der Einfluss hatte? Seine Vernunft siegte. Er lächelte freundlich, verbeugte sich servil und gab einem Pagen ein Zeichen. Wie der Blitz kam der junge Mann herangeeilt.

Der Empfangschef drehte das Gästebuch herum und hielt Zamorra einen Kugelschreiber hin. »Wenn Sie sich freundlicherweise hier eintragen würden. Sie wissen, die Vorschriften. Und dann bringt Sie der Page hier auf Ihr Zimmer. Haben Sie Gepäck?«

Zamorra trug sich ein und schüttelte dann den Kopf. »Ich muss Sie enttäuschen. Ich habe kein Gepäck. Es ist mir auf dem Flughafen abhanden gekommen. Ich werde mich also mit dem Nötigsten versorgen müssen. Bei der Gelegenheit – kennen Sie ein Dorf Valice?«

Der Empfangschef konnte sein Erschrecken nur mühsam verbergen. Zamorra schien nichts zu bemerken und betrachtete weiterhin neugierig den Mann hinter dem Empfangspult.

»Nun ja, wer kennt dieses Dorf nicht. Ich allerdings würde Ihnen von einem Besuch abraten. Es soll dort nämlich spuken. Und nicht nur das – schreckliche Dinge sollen dort geschehen. Man sagt sogar, dass dort schon Leute spurlos verschwunden sind. Sollten Sie sich aber von Ihrem Vorhaben nicht abbringen lassen, so empfehle ich Ihnen, sich eine Ausrüstung zu besorgen, mit der Sie auch draußen übernachten können. Sie werden nämlich niemanden finden, der Sie bis dorthin bringt und vielleicht sogar auch noch abholt.«

Zamorra machte eine ärgerliche Handbewegung. »Vielen Dank für Ihren Rat. Sie kennen also das Dorf. Weiß man Genaueres über die Ereignisse dort?«

Der Mann hinter dem Pult schüttelte den Kopf. »Genaues nicht. Man hört nur so einiges. Überzeugen Sie sich doch selbst.«

Zamorra nickte. »Das werde ich auch tun. Morgen ganz bestimmt.«

Dann deutete er eine knappe Verbeugung an und folgte dem Pagen, der voranging. Als sie das Zimmer erreicht hatten, drückte Zamorra dem Boy ein paar Münzen in die Hand und gab ihm den Auftrag, all das heranzuschaffen, was man für die Nacht und die Morgentoilette braucht. Der Page versprach es und verschwand.

Nach zehn Minuten war er wieder da. Man schien in diesem feudalen Hotel auf solche Fälle vorbereitet zu sein.

Als der Bursche gegangen war, schloss Zamorra hinter ihm ab. Er war todmüde und musste unbedingt einige Stunden schlafen. Dann wollte er sich auf den Weg in die Höhle des Löwen machen.

Der Professor zog sich aus und probierte den Pyjama an, den der Page ihm besorgt hatte. Anscheinend hatte der junge Mann noch nicht das richtige Augenmaß für Konfektionsgrößen, jedenfalls war der Schlafanzug mindestens zwei Nummern zu klein.

Zamorra verzichtete darauf und schlüpfte nackt unter die Bettdecke. Er löschte das Licht und wollte gerade einschlafen, als ihn ein dröhnendes Gelächter, das von draußen hereindrang, hochfahren ließ.

Mit einem wahren Panthersatz schoss Zamorra aus dem Bett und sprang ans Fenster. Mittlerweile war bereits die Nacht hereingebrochen, und das Wetter hatte sich gebessert. Es regnete nicht mehr, und der Himmel war wolkenfrei.

Zamorra riss das Fenster auf und beugte sich hinaus.

Er fröstelte, doch nicht wegen der Kälte.

Zwei Stockwerke tiefer im Garten des Hotels sah er einen schwarzen Schatten über die vom Mond beschienene Wiese wandern.

Dem Bild nach zu urteilen waren es zwei fliegende Ungeheuer, die zwischen sich eine menschliche Gestalt trugen...

\*\*\*

Es war kalt und der Himmel war grau. Zamorra zog den Reißverschluss seines Armeeparka zu und blickte mit gemischten Gefühlen hinter dem klapprigen Wolga her, mit dem er bis hierher gelangt war.

Es hatte ihn in Bukarest einige Mühe und vor allen Dingen Geld gekostet, bis er jemanden gefunden hatte, der ihn in Richtung des Dorfes Valice brachte. Endlich hatte er Glück gehabt und einen ziemlich versoffenen Burschen namens Branko überreden können.

Der Kerl war arbeitslos, zumindest sagte er das, und er schien auch nicht allzu viel von einer geregelten Tätigkeit zu halten. Jedenfalls war er beim Aushandeln des Fahrpreises äußerst geschäftstüchtig und schien von solchen Gelegenheitsjobs nicht schlecht zu leben.

Zamorra hatte noch mit ihm ausgehandelt, dass er ihn nach drei Tagen an der gleichen Stelle wieder abholen sollte. Die Stelle bezeichnete eine Wendebucht der holprigen Landstraße etwa fünfzehn

Kilometer von Valice entfernt. Sollte der Professor nicht da sein, so solle Branko alles vergessen und sich nicht weiter darum kümmern.

Allerdings sollte er mindestens sechs Stunden an der Stelle warten.

Das konnte der Professor auch verlangen bei dem, was der Rumäne für sein Entgegenkommen verlangte.

Bald schon war der Wagen hinter einer Bodensenke verschwunden und tauchte auch nicht wieder auf. Zamorra wusste, dass er jetzt ganz auf sich allein gestellt war und dass er nun von keiner Seite Hilfe erwarten konnte.

Er hatte noch versucht, etwas über das rätselhafte Dorf in Erfahrung zu bringen, doch viel hatte er nicht erreichen können. Nie hätte er geglaubt, dass die Leute so abergläubisch waren.

Zamorra wusste zwar, dass es Dinge gab, die man nicht unbedingt mit normalen Maßstäben messen konnte, doch war er der Realität verhaftet und vermutete nicht unbedingt ein Geheimnis, wenn er einen Sachverhalt nicht auf Anhieb erklären konnte. Vielmehr bemühte er sich, so genannten Geheimnissen mit kühler Logik auf die Spur zu kommen. Dass das nicht immer der richtige Weg war, bewiesen die Abenteuer der Vergangenheit, doch das waren Einzelfälle in einer Welt, die trotz vielfach gegenteiliger Behauptungen von den Menschen beherrscht und regiert wurde.

In einem Sportgeschäft hatte Zamorra sich alles besorgt, was er brauchte, um einige Tage in der freien Natur zu campieren. Einen Schlafsack mit Luftmatratze, warme Kleidung, einen Gaskocher mit Topf, ein Paar Bergschuhe, Jeans aus festem Stoff und einen Parka mit pelzbesetzter Kapuze. Und um das alles tragen zu können, fand er auch noch ein Tragegestell aus Leichtmetall sowie einen dazu passenden Packsack.

Zamorra kam sich vor wie ein Forscher auf seinem Weg ins Ungewisse. Und so war es auch tatsächlich. Er wusste nicht, was ihn erwartete, doch er rechnete mit dem Schlimmsten.

Bald war auch das Gedröhn des altersschwachen Motors verstummt, und Zamorra raffte sich auf, endlich seinen Marsch zu beginnen. Er nahm das Tragegestell auf, zurrte es auf seinem Rücken fest und setzte sich in Bewegung. Anhand einer Landkarte konnte er sehen, dass der Weg vor ihm weitgehend eben war und die schroffen Gebirgszüge der Südkarpaten erst hinter dem Dorf begannen.

Valice selbst lag am Eingang zu einem Tal, das sich laut Karte quer durch ein Gipfelmassiv zog. Nun, er würde ja sehen.

Mit forschenden Schritten legte Zamorra Meter um Meter hinter sich, ohne einer Menschenseele zu begegnen. Die graue Farbe des Himmels tat ein Übriges, ihn in gedrückte Stimmung verfallen zu lassen.

Wolkenfetzen trieben ihr Spiel miteinander und wurden unaufhörlich von einem ewigen Wind über die Weite des Firmaments gejagt.

Von Zeit zu Zeit schaute Zamorra sich um, ob er nicht vielleicht doch einen Menschen zu Gesicht bekam, aber es war vergebens.

Endlos und öde lag die an sich so malerische Landschaft vor ihm und schien ausgestorben zu sein. Auch wurden die Spuren auf der Straße immer undeutlicher und spärlicher.

Es schien fast so, als wären viele Leute, die zu dem Dorf hinwollten, auf halbem Wege wieder umgekehrt. Jeden Moment rechnete Zamorra damit, dem Grund für dieses ungewöhnliche Verhalten seiner Vorgänger gegenüberzustehen. Gab es hier vielleicht noch Raubtiere in freier Wildbahn? Bären? Luchse?

Als wäre es eine Antwort auf seine stumme Frage, ertönte in der Ferne ein lang gezogenes Heulen. Zamorra wusste sofort, was es war. Wölfe!

Wenn er mit diesen Bestien zu tun bekam, dann wurde die Situation für ihn mehr als aussichtslos. Gegen zwei unberechenbare Gegner konnte er nicht kämpfen. Auch nicht mit der Pistole, die ihm Branko besorgt hatte. Es war eine russische Nagan aus dem zweiten Weltkrieg. Wie die in die Hände des Rumänen gelangt war, blieb Zamorra ein Rätsel, das er auch gar nicht lösen wollte. Ihm genügte es, die Waffe zu haben und das kleine bisschen Sicherheit zu spüren, die sie ihm vorgaukelte.

Zamorra glaubte nicht im Ernst daran, die Waffe einmal benutzen zu müssen. Gegen einen Mordius war mit herkömmlichen Methoden nichts auszurichten, das hatte er bereits erfahren können. Da musste er sich etwas anderes einfallen lassen. Er hoffte nur, dass er überhaupt Gelegenheit bekam, sich gegen das Genie des Satans wehren zu können.

Die Landstraße stieg jetzt leicht an. Zamorra schaute auf die Uhr.

Er war jetzt schon etwa anderthalb Stunden unterwegs. Er geriet leicht ins Schwitzen, obwohl körperliche Anstrengungen für ihn nichts Ungewöhnliches waren. Außerdem hielt er sich immer in bester Verfassung.

Wahrscheinlich war es die ungewohnte Gangart und die schwere Last auf dem Rücken, die seinen Körper mehr forderten als andere Belastungen. Mit Hilfe eines Kompasses überzeugte Zamorra sich davon, dass er noch auf dem richtigen Weg war. Lange durfte es jetzt nicht mehr dauern, denn der Abend nahte heran. Es wurde schon merklich dunkler über dem Land. Ein scharfer Wind war aufgekommen, der ihm entgegenwehte und ihm empfindlich ins Gesicht schnitt, durch den Stoff seines Parka drang und ihn frieren ließ.

Zamorra verdrängte den Wunsch, stehen zu bleiben und sich einen Pullover überzustreifen. Er hatte es eilig und durfte keine Minute verlieren. Drei Tage Zeit blieben ihm. Wenn er sein Ziel in dieser Zeit

nicht erreicht hatte, dann war es aus mit ihm. Für länger reichte auch sein Proviant nicht.

Plötzlich war ihm, als würde er beobachtet. Er drehte sich um, konnte aber nichts Verdächtiges feststellen. Rings um ihn regte sich nichts außer dem Gras und den Büschen, durch die der Wind pffte.

Da, auf einmal vernahm er ein deutliches Rauschen in der Luft. Es klang wie der Flügelschlag eines riesigen Raubvogels. Unwillkürlich zog Zamorra den Kopf zwischen die Schultern, sank in die Knie und schaute hoch.

Ein alles verschlingender Schatten, stieß auf ihn nieder. Wie aus dem Nichts war er aufgetaucht und griff nun gnadenlos an.

Zamorra konnte sich noch so eben zur Seite rollen, da krachten zwei mit scharfen Krallen bewehrte Klauen auf die Stelle, wo er Sekundenbruchteile vorher noch gehockt hatte.

Schwerfällig rollte der Professor sich weg. Sein Rucksack behinderte ihn dabei recht beträchtlich. Als er sich erheben wollte, kippte das Gestell nach vorn und zwang ihn wieder in die Knie.

Und wieder griff das Raubtier an. Zamorra konnte jetzt auch erkennen, dass es sich wirklich um einen Vogel handelte. Die Augen des Tieres musterten ihn kalt, und der messerscharfe Schnabel verhiess ihm nichts Gutes. Zamorra konnte nicht begreifen, dass er nichts bemerkt hatte. Wie oft hatte er hoch geschaut, um eine Spur von Leben zu entdecken. Und immer war der Himmel leer geblieben. Bis er eben das Rauschen vernommen hatte.

Der Raubvogel, wahrscheinlich ein Adler, hüpfte wieder auf den Professor zu. Ein kraftvoller Satz warf ihn in die Luft und ließ ihn wie ein Stein auf den Professor niederzucken.

Zamorra versuchte verzweifelt, den mörderischen Krallen auszuweichen. An die Pistole kam er nicht heran. Die hatte er in seinem Rucksack verstaut. Zamorra schaffte es so gerade noch, sich auf den Bauch zu drehen. Doch konnte er sich dem Zugriff der Bestie nicht entziehen.

Schwer drückte ihn das Gewicht des Vogels nieder, und der Aufprall stieß sein Gesicht in den Dreck. Zamorra reckte den Kopf wieder hoch und spuckte Erde und Gras aus.

Ein schrilles Kreischen ertönte in seinem Nacken. Der Raubvogel schien sich seiner Beute sicher zu sein. Zamorra spürte einen übermächtigen Luftzug und das klatschende Schlagen von Flügeln. Sollte der Adler es sich anders überlegt haben, oder wähnte er sich so sehr als Sieger, dass er sein Opfer liegen ließ, um es später zu holen?

Ein brutaler Ruck in den Schultern belehrte Zamorra eines Besseren. Tief schnitten die Tragegurte seines Rucksacks in seine Schultern. Der Adler musste sich darin verkrallt haben und schleifte Zamorra nun über den Boden.



Wie ein Spielball wurde der Professor herumgeschleudert. Sein Rücken prallte gegen Bodenwellen und dickere Steine. Schmerzwellen jagten durch seinen Körper, und auf einmal fing auch die Hand an zu schmerzen, die Mordius ihm in dem schrecklichen Traum mit einem Dolch an der Wandkarte festgenagelt hatte.

War es ein normaler Adler oder ein Gesandter des Teufels?

Zamorra sammelte alle Kraft, die er noch mobilisieren konnte, und schrie auf. »Satanas, weiche! Weiche von mir, Satanas!«

Aus dem schrillen Kreischen des Raubvogels wurde mit einemmal ein hohles spöttisches Gelächter. Es tanzte über die Weite des Landes und kehrte verzerrt und vielfach verstärkt wieder zurück. Zamorra fühlte sich fallengelassen und schlug schwer auf den Boden auf. Für Sekunden wurde ihm schwarz vor Augen, dann kehrte er wieder in die Gegenwart zurück.

Und erneut hallte das Gelächter in seinen Ohren.

Zamorra rollte sich herum, um seinem Gegner entgegenzublicken.

Jeden Augenblick meinte er, den tödlichen Schlag in seinem Nacken zu spüren. Doch nichts dergleichen geschah.

Er sah die ausgebreiteten Flügel, sah übergroß die Klauen, die sich im Boden festkrallten. Sein Blick wanderte weiter über die Brust des Raubvogels bis zu seinem Kopf.

Zamorra glaubte, wahnsinnig geworden zu sein. Da, wo er erwartet hatte, den mörderischen Schnabel der Bestie zu sehen, grinste ihm ein Gesicht entgegen, das er kannte.

Es war die teuflisch grinsende Fratze von Mordius, dem wahnsinnigen Wissenschaftler!

Mit einem wilden Wutschrei wollte der Professor sich auf den verhassten Gegner stürzen. Aber er konnte sich plötzlich nicht mehr rühren.

Ohnmächtig musste er mit ansehen, wie das Ungeheuer ihn umrundete und genau betrachtete. Beinahe beifällig nickend schaute er wieder dem Professor ins Gesicht. »Freue dich deines Körpers. Noch kannst du ihn steuern. Doch nicht mehr lange, dann bist du einer von uns. Ein Untoter, der mit seinem vom Satan gegebenen Leben dem Bösen dient. Es wird mir eine Freude sein, dich in unseren Kreis aufzunehmen. Doch hab' Geduld, noch ist es nicht soweit. Erst musst du deinen Weg zu Ende gehen.«

Nach diesen Worten breitete der Adler mit dem menschlichen Kopf die Flügel aus. Ein kräftiger Schlag hob ihn in die Luft. Er segelte noch eine Schleife und entfernte sich dann.

»Komm nur, Zamorra, wir erwarten dich!«

Deutlich konnte Zamorra die Worte verstehen, die ihm das Ungeheuer zuschrie. Dann sank er auf den Rücken. Auf einmal fiel auch die unheimliche Lähmung von ihm ab. Er konnte sich wieder aus

eigenem Antrieb bewegen. Er wollte noch etwas hinter der Bestie herschreien, doch sie war bereits außer Sicht.

Das Gelächter des Ungeheuers klang allerdings immer noch in den Ohren des Professors nach. Es verhiess ihm nichts Gutes. Im Gegenteil, es versprach ihm den Tod...

\*\*\*

Vorn über gebeugt hockte Zamorra auf dem Boden. Sein Herz raste, und sein Atem ging rasselnd. Erst nach und nach wurde ihm bewusst, wie nahe er dem Verderben gewesen war. Eine falsche Bewegung, und es wäre aus mit ihm gewesen. Ja, wenn ihm nicht die richtige Formel eingefallen wäre...

Sein Gedankenfluss kam ins Stocken. Irgendetwas machte ihn stutzig und ließ ihn an seinen Überlegungen zweifeln. Hätte Mordius in der Gestalt des Raubvogels ihn nicht längst schon angreifen können? Er musste doch genau gewusst haben, wo Zamorra sich befand.

Langsam dämmerte es dem Professor, dass der Untote nur sein grausames Spiel mit ihm trieb. Dass er sich nur an der Unsicherheit und der Angst seines Opfers weiden wollte. Zamorra nahm sich vor, ihm dazu keinen Anlass mehr zu geben.

Seine Theorie wurde bestätigt, als er seinen Rucksack untersuchte, ob er vielleicht durch den Angriff des Ungeheuers aus der Luft Schaden genommen hatte.

Das Gewebe des Packsacks war unversehrt. Nichts wies darauf hin, dass ein Raubvogel seine Klauen hineingeschlagen hatte. Genauso sah es auch bei Zamorra aus. Der Sturz auf den Boden hatte keine Spuren bei ihm hinterlassen. Noch nicht einmal eine Schramme im Gesicht war geblieben. Jedoch fühlte der Professor sich wie gerädert. Sein ganzer Körper schmerzte und verlangte nach Entspannung.

Die konnte Zamorra ihm allerdings nicht gewähren. Noch befand er sich auf dem Weg und hatte sein Ziel nicht erreicht. Es lag nicht mehr allzu weit vor ihm, und wenn er sich beeilte, dann musste er das Dorf Valice noch vor Einbruch der Dunkelheit erreichen.

Zamorra schulterte wieder seinen Rucksack und eilte weiter nach Norden. Vor ihm türmte sich ein breiter Gipfelkamm auf. Die Straße führte genau darauf zu und schlängelte sich in Serpentinaen daran empor.

Es kostete den Professor viel Schweiß, bis er endlich den Kamm erreicht hatte. Und dann musste er einen Moment stehen bleiben, so überwältigte ihn der Anblick, der sich ihm bot.

Unter ihm, auf einem niedrigen Plateau, lag das Dorf Valice. Tief duckten sich die Häuser, als suchten sie Schutz vor den Naturgewalten.

Das Hochplateau wurde von hohen Felswänden und grün

bewachsenen Hängen umschlossen wie eine riesige Schüssel. In dieser Schüssel war es totenstill. Keine Bewegung war zu erkennen, und aus den Kaminen der Häuser stieg keine Spur von Rauch auf.

Ein ganzes Stück hinter dem Dorf erregte etwas Zamorras besondere Aufmerksamkeit. Dort ragte ein bizarr geformter Felsen auf. Er war etwa zweihundertfünfzig Meter hoch, war aus einem Stück und hatte völlig glatte Wände. Und oben auf dem Felsen lag eine Burg!

Zamorra musste blinzeln, um sich zu überzeugen, dass ihm seine Sinne kein Trugbild vorgaukelten.

Offensichtlich führte kein normal gangbarer Weg zu diesem Schloss auf dem Felsen. Doch wie sollte man dorthin gelangen? Gab es heute überhaupt noch jemanden, den das alte Gemäuer interessierte? Von Tourismus war in diesem Landstrich jedenfalls keine Spur festzustellen. Hierher verirrten sich keine Erholungssuchenden. Dafür war das Klima zu unfreundlich und die Atmosphäre der Gegend zu bedrückend und einschüchternd.

Da erinnerte Zamorra sich, wo er diesen Felsen mit dem Schloss darauf schon einmal gesehen hatte. Es war in einem alten Buch gewesen, das er auf einer Auktion erstanden hatte. Es war ein altes Geschichtsbuch, das sich besonders mit der Geschichte der Balkanländer beschäftigte.

Ein ganzes Kapitel war Vlad Dracula gewidmet, den man auch den Pfähler nannte, weil auf sein Geheiß hin tausende von Bauern, die ihm nicht die verlangte Ehre erweisen wollten, auf bestialische Weise hingerichtet worden waren.

Dieser Vlad Dracula hatte einen Bruder, Radu den Dritten, den man auch den hübschen Radu nannte. Er musste es ähnlich schlimm getrieben haben wie sein Bruder, nur war weniger über ihn bekannt geworden. Außerdem hatte er seine Schandtaten immer geschickt vertuschen können.

In einer alten Schrift war nachzulesen, was mit Radu geschehen war. Seinen Tod umgab nämlich ein Geheimnis. Ja, einige wähten ihn sogar noch unter den Lebenden, weil man nie sein Grab gefunden hatte.

Er hatte sein Schloss auf einer Bergzinne erbaut, die nur einen ganz schmalen Zugang hatte. Eines Nachts, als Radu auf seinem Schloss wieder einmal eine seiner üblichen Orgien feierte, waren Dorfbewohner von Valice hingegangen und hatten diese schmale Felszunge mit einigen genau dosierten Ladungen einfach weggesprengt. Das halbe Gebirge in der näheren Umgebung war in Bewegung geraten. Und plötzlich war auch die letzte Verbindung zu dem Schloss abgerissen.

Am Erstaunlichsten aber musste gewesen sein, dass niemand im Schloss etwas von der Explosion bemerkt zu haben schien. Kein

Mensch stürzte heraus, um nachzusehen, was der Lärm zu bedeuten hatte.

Wie verwurzelt müssen die armen, geschundenen Dorfbewohner dagestanden und das grässliche Schauspiel verfolgt haben. Man hatte nach einigen Tagen zwar einmal versucht, Verbindung mit den Leuten vom Schloss aufzunehmen, doch nie hatte jemand reagiert.

So nach und nach müssen sich die Bewohner von Valice dann damit abgefunden haben, nie mehr etwas von Radu und seinen Kumpanen zu hören.

Zamorra konnte es nicht glauben und wollte es auch nicht. Sollte dort etwa dieser grausame Tyrann auf ihn warten, und wenn nicht er, dann seine Nachkommen vielleicht?

Zamorra nahm sich vor, sich bei nächster Gelegenheit davon zu überzeugen. Doch erst musste er einmal sehen, dass er unten im Dorf ein Nachtlager bekam, ohne groß Auskunft über den Grund seines Hierseins geben zu müssen.

Vorsichtig machte sich der Professor an den Abstieg, voller Spannung, was ihn wohl erwarten mochte...

\*\*\*

Es dauerte einige Zeit, bis es ihm auffiel. Eigentlich hätte er es längst bemerken müssen, denn schon auf seinem Weg nach Valice war es genauso gewesen.

Auf der ganzen Welt konnte man Dörfer daran erkennen, dass in ihrer Nähe eine Vielzahl von Tieren zu sehen war. Doch hier war alles ganz anders. Eine geradezu totenähnliche Ruhe herrschte hier und vermittelte Trostlosigkeit und Lebensfeindlichkeit.

Nichts war hier zu sehen von irgendwelchem Vieh, ja, nicht einmal Vögel schien es hier zu geben. Auch vermisste Zamorra Insekten, wie sie sich in Menschnähe finden lassen. Keine Mücken, kein anderes Getier.

In der Senke war es windstill, obwohl oben auf dem Gebirgskamm eine recht scharfe Brise wehte. Zamorras Schritte klangen in dieser gespenstischen Lautlosigkeit wie Geräusche aus einer fernen Welt.

Der Professor kam sich als Eindringling vor, und doch war das hier der Ort, zu dem man ihn gerufen und befohlen hatte. Hier wurde er erwartet, nur wusste er nicht, wie der Gegner sich ihm zu erkennen geben würde. Einen ersten Vorgeschmack hatte er ja bereits auf dem Wege bekommen.

Die Dämmerung fiel jetzt sehr schnell ein. Wie ein schwarzer Schleier überzog sie den Himmel und hüllte alles in ihren Schatten.

Zamorra rechnete damit, bald die ersten erleuchteten Fenster zu sehen. Doch in den Häusern rührte sich nichts. Sie blieben still und dunkel.

Zamorra erreichte die ersten Gebäude am Ortsrand. Die Gärten hinter und vor den Bauernhäusern zeugten davon, dass sie gepflegt und laufend bearbeitet wurden. Kein Unkraut wucherte zwischen den Herbstblumen und Büschen. Die Hecken waren geschnitten.

Zamorra näherte sich einem Haus und versuchte sich durch laute Rufe bemerkbar zu machen.

»He, hallo, ist dort jemand? So antworten Sie doch!«

Lediglich das Echo seiner Worte traf seine Ohren. Ansonsten regte sich nichts in dem Haus. Weder bewegte sich eine Gardine hinter den sauberen Scheiben, noch bewiesen irgendwelche Geräusche, dass das Haus bewohnt war.

Zamorra umrundete das Gebäude und stand vor der Vorderfront.

Auch hier das gleiche Bild. Die Gardinen waren vorgezogen, die Fenster geschlossen. Doch überall konnte man die ordnende Hand erkennen.

Zamorra stieg die drei Stufen zu der eichenen Eingangstür hoch und drückte die Klinke. Zu seinem großen Erstaunen schwang die Tür auf.

Ein dunkler Flur tat sich vor ihm auf, der sich in undurchdringlicher Finsternis verlor.

Zögernd machte Zamorra einige Schritte in das Haus hinein. Jeden Moment erwartete er, entweder von einem der Bewohner angesprochen zu werden oder sonstwie auf jemanden zu treffen, der ihm Auskunft geben konnte.

Er öffnete die nächstbeste Tür. Es war die Küche des Hauses. Zamorra ging über den gefliesten Boden zu dem großen Herd, der den gesamten Raum beherrschte. Er öffnete die Klappe und prallte erstaunt zurück. Auf dem Rost lag noch Glut! Aber der Herd selbst war kalt!

Zamorra meinte, in einen Horrorfilm geraten zu sein. Suchend schaute er sich um. Sein Blick saugte sich an dem Tisch fast in der Mitte des Raumes fest. Ein Gedeck stand da. Teller, Besteck und Tasse. Auf dem Teller lag ein Stück Brot. Und aus der großen Bauerntasse kräuselte sich Dampf zur Decke.

Zamorra folgte seinem inneren Drang und ging zu dem Tisch hinüber. Der Farbe nach zu urteilen, war Tee in der Tasse. Der Professor nahm die Tasse auf, um zu sehen, wie warm der Tee noch war.

Er war eiskalt!

Zamorra war aufs Tiefste verwirrt. Er verließ die Küche und betrat wieder den Gang. Ein Stück weiter öffnete er wieder eine Tür. Gleißende Helligkeit überfiel ihn. Der Professor schloss geblendet die Augen. Als er sie wieder öffnete, kannte sein Erstaunen keine Grenzen. Vor ihm stand eine Festtafel. Ein großer ausladender Tisch war so festlich gedeckt, als würde hier eine Hochzeit oder ein ähnliches

Ereignis gefeiert.

Schweres Silberbesteck lag neben den Tellern und lud zum Gebrauch ein. Zamorra spürte jetzt erst, wie der Körper sein Recht forderte. Ein bohrendes Hungergefühl erinnerte ihn daran, dass er seit dem frühen Morgen nichts mehr zu sich genommen hatte.

Ein unwiderstehlicher Drang trieb ihn dazu, sich an den Tisch zu setzen und sich von den herrlichen Köstlichkeiten zu bedienen. Verwirrt schaute sich der Professor um, dann siegte sein Hunger.

Er zog einen Stuhl heran und nahm Platz. Direkt vor dem Gedeck, das er benutzen wollte, stand eine Silberplatte mit appetitlich aussehenden Bratenscheiben. Zamorra nahm sich eine herunter und führte den ersten Bissen zum Mund.

Mit einem unterdrückten Fluch spuckte er das Fleisch zurück auf den Teller. Es war eiskalt und schmeckte nach nichts. Zamorra sprang auf. Polternd fiel der Stuhl um. Unwillkürlich verharrte Zamorra mitten in der Bewegung, jeden Augenblick gewärtig, vom Hausherrn entdeckt zu werden.

Doch im Haus blieb alles totenstill. Hastig setzte Zamorra seinen Rundgang fort. Überall traf er die gleiche Atmosphäre an. Alles sah aus, als wäre es nur für kurze Zeit verlassen worden. Sei es nun eine Zeitung, die aufgeschlagen neben einem Sessel auf dem Boden lag, oder ein geöffneter Nähkorb, auf dem eine Schürze lag, an die offensichtlich ein Knopf angenäht werden sollte. Der Knopf war schon mit ein, zwei Stichen festgeheftet worden, und die Nadel warf im Licht einer Lampe blitzende Reflexe. Es war ein Gaslicht, das einen kalten Schimmer verbreitete.

Zamorra überlegte kurz, dann redete er sich ein, dass das hier nur ein Einzelfall war.

Schnell rannte er wieder hinaus auf die Straße, um sein Glück beim nächsten Haus zu versuchen. Dabei drehte er sich noch einmal um.

Er hatte sich die Lage der erleuchteten Zimmer genau gemerkt.

Aber alle Fenster in dem rätselhaften Gebäude mit der gedeckten Festtagstafel waren dunkel. Kein Lichtschimmer fiel durch die Vorhänge. Und Zamorra wusste genau, dass keine Vorhänge vor die Fenster gezogen waren, als er den Raum betreten hatte.

Sollte die Geschichte, die die Leute sich erzählten, doch einen wahren Kern haben? Sollte Valice wirklich eine Geisterstadt sein?

Zamorra setzte seinen Rundgang fort. Im nächsten Gebäude, in das er ohne große Mühe eindringen konnte – auch hier war die Tür nicht abgeschlossen – erging es ihm ähnlich.

Zwar fand er keine Festtafel vor, doch mussten hier die Bewohner gerade beim Essen gesessen haben, denn er fand auf dem Esstisch in der Küche des Hauses Teller, auf denen noch Essensreste zu sehen waren. Doch auch hier blieb der Eindruck, als hätte irgendjemand die

Bewohner des Hauses vom Essen vertrieben.

Zamorra fand sich unwillkürlich an Pompeji erinnert, wo der Ausbruch des Vesuvs die Menschen völlig überraschend und unerwartet getroffen haben musste. Immer wieder fand man in den Ruinen der versunkenen Stadt mumifizierte Opfer der Katastrophe, die anscheinend irgendeiner Beschäftigung nachgingen.

Zamorra konnte sich keinen Reim darauf machen. Doch brach er seinen Rundgang nicht ab. Er ging weiter und suchte nach Spuren, die ihm beweisen konnten, oder verrieten, wohin die Einwohner von Valice verschwunden waren.

Er gelangte auf den Marktplatz. Ein halb verfallenes Bauwerk erregte seine Aufmerksamkeit. Wenn auch der Zahn der Zeit schon ziemlich stark an den Resten des Gebäudes genagt hatte, so war doch klar zu erkennen, dass es sich um eine Kirche handelte.

Das versetzte den Professor in Erstaunen. Was hatte die Bürger von Valice davon abgehalten, die Kirche ebenso instand zu halten wie ihre eigenen Häuser? War in den ländlichen Gemeinden nicht immer das Gotteshaus, ganz gleich welcher Religion dieser Gott auch angehörte, Mittelpunkt der Siedlung? Zamorra zermarterte sich den Kopf umsonst. Er konnte keine plausible Erklärung finden.

Es war schon richtig finster geworden. Zum Glück hatte es sich aufgeklärt, sodass der Mond hinreichend Licht spendete und Zamorra ohne Hilfe einer Taschenlampe, die er vorsichtshalber ebenfalls eingepackt hatte, seine Umgebung erkennen konnte.

Es wurde Zeit, dass er sich nach einem Nachtlager umsah. Auch wenn er sich in der Nähe und auf der Spur eines Geheimnisses wusste, so musste er doch dem Drängen seines ermüdeten Körpers nachgeben. Zamorra hoffte, irgendwo so etwas wie eine Herberge für Reisende zu finden, ein Gasthaus vielleicht oder ein Hotel.

Hotel wäre in diesem verlassenen Dorf sicher zu viel verlangt.

Aber mindestens ein Gasthaus musste doch aufzutreiben sein.

Zamorra beschleunigte seine Schritte und ließ den Blick über die Gebäude schweifen, die den Marktplatz säumten. Besonders ein Gebäude sah so aus wie die gesuchte Herberge. Zamorra zögerte nicht mehr lange und lief über den sandigen Platz.

Die Tür war ebenso wie die anderen nicht verschlossen. Zamorra streifte durch den Gastraum und suchte nach Spuren von irgendwelchen Gästen. Doch nicht einmal das fand er hier. Gespenstisch hallten seine Schritte auf dem Holzboden durch das Haus.

Der Gastraum war großzügig angelegt. Zamorra war überzeugt, hier einen Schlafplatz zu finden. In eines der Zimmer, die sich bestimmt im ersten Stock befanden, wollte er sich nicht hineinwagen.

Er wäre zu sehr in der Falle gewesen. Wenn er hier unten in der

Gaststube schlief, dann bekam er viel eher etwas mit, falls wirklich was geschehen sollte.

Zamorra prüfte die Sitzbank, die sich an den Wänden des Lokals entlangzog. Sie war für seine Zwecke zu schmal. Er hätte nur auf einer Seite schlafen können, und er brauchte jetzt Ruhe und ein wenig Komfort, denn ihm stand noch Einiges bevor, und da musste er unbedingt fit sein.

Zamorra war plötzlich von einer sonderbaren Gleichgültigkeit beseelt. Er dachte an Mordius, der ihm Rache geschworen hatte, und er hatte keine Angst, dass der Untote ihn in dieser Nacht heimsuchen würde. In sein Schicksal ergeben zuckte Zamorra die Schultern. Selbst wenn er erscheinen sollte, dann konnte ihm nur das Glück helfen. Er war jedenfalls so hundemüde, dass er sich kaum noch auf den Beinen halten konnte.

Zamorra schaute sich noch einmal aufmerksam in dem dämmrigen Schankraum um. Seine Wahl fiel auf den größten Tisch, der in einer Ecke des Saales stand. Zamorra zwängte sich aus den Gurten seines Rucksackes und ließ ihn zu Boden gleiten. Dann wühlte er seinen Schlafsack und seine Luftmatratze hervor.

Er rollte die Matratze aus, blies sie auf und legte sie auf den stabilen Tisch. Anschließend entfaltete er den Schlafsack und öffnete den langen Reißverschluss.

Am Schankbecken spritzte Zamorra sich kaltes Wasser ins Gesicht, spülte den Mund mit einem Schluck Schnaps aus und stieg dann unter abenteuerlichen Verrenkungen in den Schlafsack.

Er zog den Reißverschluss zu und schloss die Augen. Bevor er endgültig einschlief, hallte noch einmal das böartige Gelächter seines Todfeindes durch seinen Schädel.

Gleichzeitig erschien auch das verunstaltete Gesicht des wahnsinnigen Genies vor seinem geistigen Auge. Doch er schenkte ihm weiter keine Beachtung.

Zamorra wollte vergessen und schlafen. Zuviel sollte noch auf ihn einstürmen, und er dachte, dass dann immer noch genug Zeit wäre, sich auf das Unvermeidliche einzustellen.

Er entspannte sich so gut es eben ging und versank in eine traumlose Schwärze...

\*\*\*

Wie ein dahinplätschernder Bach, an dessen Geräusche man sich längst gewöhnt hat, weil man direkt daneben lebt, so glitt das halblaute Murmeln an Zamorras Bewusstsein vorbei. Er war in einem Zustand zwischen Wachen und Schlafen und wusste nicht, ob das Gemurmel nur in seiner Vorstellung existierte oder ob es tatsächlich akustisch und real wahrnehmbar war.



In das Murmeln, es waren vorwiegend Männerstimmen, mischte sich auch Gläserklirren und Stühlerücken. Zamorra wollte sich aufrichten, doch etwas hielt ihn davon ab und zwang ihn, liegen zu bleiben.

Durch die geschlossenen Augenlider konnte Zamorra mehr spüren als sehen, dass irgendwo in seiner Nähe Licht brennen musste.

Endlich befreite er sich von dem fremden Zwang und schlug die Augen auf. Was er sah, jagte ihm einen kalten Schauer über den Rücken.

An dem Tisch, auf dem er sich sein Lager gebaut hatte, saßen Männer mit Trinkgläsern und unterhielten sich angeregt.

Zamorra wartete auf ein Zeichen, dass sie ihn bemerkten oder zumindest wussten, dass er vor ihnen lag, doch die Männer ließen sich nicht ablenken.

Sie waren nach der Art des Landes gekleidet. Einer von ihnen trug die für Rumänien typische Pelzmütze. Die vier Männer schienen uralte zu sein.

Ihre Gesichter waren denen von Mumien ähnlicher als denen lebender Menschen.

Vorsichtig, als hätte er Angst, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, wandte Zamorra den Kopf. Auch die übrigen Tische waren besetzt. Hauptsächlich Männer saßen an den Tischen und redeten seltsam müde und gleichgültig aufeinander ein. Es sah aus, als sollten sie in einem Film Kulisse spielen.

Zamorra sah, dass der Tisch, auf dem er lag, nur an der einen Seite besetzt war. An der anderen Seite saß niemand, und dort konnte er heruntersteigen. Doch zuvor wollte er wissen, was das eigentlich zu bedeuten hatte.

Er zog den Reißverschluss des Schlafsackes auf und kroch daraus hervor. »Entschuldigen Sie, was geht hier eigentlich vor?«

Er hatte den ihm am nächsten Sitzenden gefragt. Der hob den Kopf, schaute dem Professor direkt in die Augen, lächelte freundlich, nickte wissend und widmete sich wieder dem Gespräch mit seinen Bekannten oder Freunden.

Zamorra versuchte sein Glück bei einem anderen aus der Gesprächsrunde. Mit dem gleichen Erfolg. Es schien hier völlig selbstverständlich zu sein, dass Fremde auf Tischen im Gasthaus schliefen.

Zamorra ließ sich langsam von dem Tisch heruntergleiten. Er stand ein wenig unsicher auf den Füßen. Das gab sich jedoch sehr schnell. Verwirrt betrachtete er seine Umgebung. Wohin er auch schaute, er sah nur alte Gesichter, die ihm freundlich zulächelten oder ihn gar nicht beachteten.

Er kam sich vor wie auf einem Totenfest. So musste es vielleicht am Jüngsten Gericht aussehen, wenn alle Toten wieder aus ihren Gräbern

auferstehen würden.

Zamorra rollte seinen Schlafsack zusammen und nahm seinen Rucksack vom Boden auf. Dann ging er hinüber zum Tresen, hinter dem ein Mann stand, dessen ganzes Auftreten Zamorra vermuten ließ, dass es sich um den Wirt handelte.

Zamorra, der kein Rumänisch konnte, versuchte mit Händen und Füßen dem Mann klarzumachen, was er wollte. Der Alte hinter der Theke lächelte ihn nur freundlich an und machte dann den Mund auf.

Wie vom Donner gerührt verstummte Zamorra und lauschte der Stimme, deren Worte er genau verstehen konnte.

»Wir haben dich schon erwartet. Wir wussten, dass du heute kommen wolltest. Entschuldige bitte, dass dich keiner empfangen hat. Doch nun bist du bei uns. Deine Wohnung wird auch bald fertiggestellt sein. Ich schätze morgen früh kannst du einziehen.«

Zamorra glaubte seinen Ohren nicht trauen zu können. Das war doch unmöglich! Wer sollte ihn denn hier schon erwartet haben.

Diese Menschen sah er zum ersten Mal, und er war sich ziemlich sicher, dass er sie auch nie wiedersehen würde.

Sollte Mordius vielleicht eine neue Teufelei ausgeheckt haben?

Zamorra wollte noch eine weitere Frage stellen. Doch der Alte hinter der Theke unterbrach ihn mit einer Handbewegung.

»Ich weiß schon. Im eigenen Haus schläft man am besten. Aber es ist noch nicht fertig. Morgen früh werde ich es dir zeigen, und dann musst du mir sagen, ob es dir gefällt. Für heute Nacht biete ich dir ein Lager in meiner bescheidenen Herberge an. Ich hoffe, dass es dir recht ist und du in Ruhe dort schlafen kannst. Bald finden auch die Feierlichkeiten statt. Bis dahin bist du einer von uns. Lass mich nur machen.«

Zamorra war wie erschlagen. Ähnliches hatte er noch nie erlebt.

Fremd kam er in ein fernes Land, und schon fand er jemanden, der auf ihn gewartet zu haben schien. Zamorra war sich mittlerweile völlig sicher, dass der Untote seine Finger hier mit im Spiel hatte.

Der alte Mann hinter der Theke wandte sich um und rief etwas. Es dauerte einen Moment, dann erschien ein Mädchen, wie Zamorra es noch nie gesehen hatte. Hier unter den Alten wirkte sie wie die Sonne, die nach einem unfreundlichen Regentag wieder am Himmel steht.

Sie war schlank, etwa zwei Köpfe kleiner als Zamorra, und sie hatte schwarze Haare. In ihren dunklen Augen glühte ein Feuer, das einem Mann die leidenschaftlichsten Versprechen machen konnte. Zamorra konnte sich der Ausstrahlung dieser jungen Frau nicht entziehen. Wie verzaubert blickte er sie an und reagierte nicht auf das, was der Wirt noch weiter zu ihm sagte.

Der Professor hatte nur Augen für das Mädchen da vor ihm.

»Das ist meine Tochter Zora«, sagte der Wirt soeben. Zamorra bekam

es nur am Rande mit. »Sie wird dir dein Zimmer zeigen. Du kannst ruhig Vertrauen zu ihr haben. Sie ist schließlich meine Tochter, und ich bin ein ehrenwerter Mann.«

Das Mädchen lächelte Zamorra zu, wandte sich um und bedeutete ihm, er möge folgen. Zamorra setzte sich in Bewegung wie ein treuer Hund, der seinem Herrn folgt.

Sie stiegen eine Treppe empor und gelangten in den ersten Stock.

Es war, wie der Professor schon vorher vermutet hatte – hier lagen die Gästezimmer des Wirtshauses. Zora, die Tochter des geheimnisvollen Wirtes blieb vor einer Tür stehen, holte einen Schlüssel aus der Tasche und öffnete. Sie hielt einladend die Tür auf und ließ Zamorra in das Zimmer vorgehen.

Die Einrichtung war einfach, aber sauber. Zamorra hatte sogar den Eindruck, als würden in dem Raum nur Antiquitäten stehen, etwas, das ihm bereits unten im Gastraum aufgefallen war. Auch die Menschen machten den Eindruck, als stammten sie nicht aus dieser Zeit.

Zamorra wollte dem Mädchen in dieser Richtung eine Frage stellen, da legte sie beschwörend den Finger auf den Mund und machte ihm klar, er solle schweigen.

Zamorra befolgte die Aufforderung und wartete auf einen günstigen Augenblick, seine Frage anzubringen, aber er wartete vergebens. Zora schaute sich noch einmal kurz in dem Zimmer um, ob dem neuen Gast auch nichts fehlte, dann machte sie einen kleinen Knicks und verschwand so lautlos wie sie unten auf Geheiß ihres Vaters erschienen war.

Zamorra wollte ihr noch etwas nachrufen, aber seine Zunge gehorchte ihm nicht. Seine Glieder wurden auf einmal schwer wie Blei, und er musste sich an der Tischkante abstützen, sonst wäre er umgesunken.

Der Tag hatte ihn doch mehr geschafft, als er angenommen hatte.

Dass diese Müdigkeit Mordius' Werk war, konnte er beim besten Willen nicht ahnen.

Zamorra schaffte es gerade noch, sich auszuziehen, da sank er schon ins Bett. Wohligh streckte er sich und genoss die saubere Kühle der blütenweißen Laken.

Er wollte schon einschlafen, da identifizierte er den Geruch, den das Leinen der Bettwäsche verströmte.

Es roch irgendwie muffig, abgestanden, nach Verwesung und Alter, das kaum in Jahren auszudrücken war...

\*\*\*

Der Professor konnte auf keinen Fall länger als zwei Stunden geschlafen haben, da wurde er aus seinen Träumen gerissen. Lautes

Stühlerücken und ein Gewirr von aufgeregten Stimmen drang vom Gastraum herauf.

Zamorra hörte eine Tür klappen und dann Stimmen von der Straße. Es dauerte einen Moment, bis der Professor völlig klar war und den Schlaf abgeschüttelt hatte. Doch dann war er hellwach und schlich zum Fenster.

Es sah so aus, als würden sich alle Gäste des Wirtshauses auf der Straße versammeln. Sonderbarerweise hatte Zamorra nicht den Eindruck einer nahenden Gefahr, so gespenstisch die Szene auch war.

In den Gesichtern der alten Männer hatte ein Ausdruck gelegen, der von Güte und Freundlichkeit kündete.

Irgendwie hatte Zamorra Vertrauen zu den Leuten, und gespannt beobachtete er, was unten auf der Dorfstraße vor sich ging. Es musste schon sehr spät, oder besser gesagt früh sein, denn am Horizont kündigte sich bereits die Morgendämmerung an. Ein heller Streifen lag im Osten über den Bergen, der immer breiter wurde.

Wie auf ein geheimes Zeichen hin setzten sich die alten Leute in Bewegung. Sie gingen in östlicher Richtung auf das Tal zu, an dessen Ende der sonderbar geformte Felsenturm mit dem Schloss darauf stand.

Irgendetwas trieb den Professor, der Prozession zu folgen. Schnell schlüpfte er in seine Jeans und streifte sich einen Pullover über. An der Zimmertür verharrte er einen Moment, doch unten blieb alles still. Niemand schien die Geräusche aus seinem Zimmer gehört zu haben, zumindest schenkte niemand ihnen Aufmerksamkeit.

Zamorra dachte daran, dass das Dorf bei seiner Ankunft wie ausgestorben gewesen war, und er hatte eine unbestimmte Ahnung, dass es damit eine besondere Bewandnis hatte.

Ohne einen Laut von sich zu geben, huschte der Professor nach draußen auf den Gang und zur Treppe hin, die nach unten führte.

Hier wartete er einen Moment. Doch nichts rührte sich unten im Erdgeschoss. Er eilte die Treppe hinunter und trat hinaus auf die Straße. Er konnte gerade noch den letzten der Prozession um eine Hausecke verschwinden sehen.

Zamorra beeilte sich und rannte hinter den Männern her, damit er sie nicht aus den Augen verlor. Ein Verdacht trieb ihn an, den er unbedingt bestätigt haben wollte.

Die Leute entfernten sich aus dem Dorf. Und es war tatsächlich der sonderbare Felsenturm, auf den sie zusteuerten. Im Dämmerlicht konnte Zamorra genau beobachten, was dort vor sich ging.

Die Köpfe gebeugt, so schritten die Alten dahin. Ihr Gang wurde immer schleppender, zögernder. Es war als würden sie mit aller Kraft versuchen, nicht weiterzugehen. Doch die Macht, die sie trieb, war stärker. Unwiderstehlich wurden sie von dem Felsenturm angezogen.

Zamorra hielt sich im Schatten eines dichten Busches und bemühte sich, nicht gesehen zu werden. Doch er musste begreifen, dass das überhaupt nicht nötig war. Niemand von den Männern drehte sich um oder schenkte der Umgebung Beachtung.

Vielleicht eine Viertelstunde lang folgte Zamorra den Männern, bis sie plötzlich stehen blieben. Sie waren noch etwa einhundert Meter vom Fuß der Felsnadel entfernt.

Plötzlich hoben sie gleichzeitig die Köpfe und starrten hinauf zu dem unheimlichen Schloss auf der Spitze des Turmes.

Dieses fing an, in einem kalten Licht zu erstrahlen. Das Licht machte die Umgebung taghell. Es war wie eine Wolke, die sich auf das Schloss niedersenkte und es ganz einhüllte.

Dann wuchs die Wolke. Sie streckte sich und sank noch tiefer herab, bis sie fast den Erdboden berührte. Sie wurde schmaler, und auf einmal konnte Zamorra erkennen, was es war.

Ungläubigen Blickes verfolgte er, wie sich aus der Lichtwolke eine Art Treppe formte. Die Treppe erreichte die ersten der Gruppe, die geduldig dastanden und warteten. Die Lichttreppe festigte ihre Struktur, und der erste der Prozession setzte sich wieder in Bewegung. Er tat einen fast zögernden Schritt auf die Treppe zu.

Langsam begann er darauf emporzusteigen. Die anderen folgten und plötzlich war die Luft von seltsamen Lauten erfüllt. Sie wurden immer dröhnender, durchdringender. Dann hallte ein herzzerreißender Klagegesang über das Tal. Zamorra wurde tief in seinem Innersten davon angerührt und hatte den unwiderstehlichen Drang, ebenfalls hinzueilen und den Alten über die Treppe zu dem Schloss zu folgen.

Doch er konnte sich auf einmal nicht mehr rühren. Untätig musste er zusehen, wie einer nach dem anderen die Treppe betrat und darauf zur Bergspitze stieg.

Die Männer und Frauen, die er in dem Gastraum des Wirtshauses gesehen hatte, verschwanden ausnahmslos hinter den düsteren Mauern des geheimnisvollen Schlosses.

Jetzt verblasste auch die Lichtleiter, bildete sich wieder zu einer Wolke zurück und verschwand einfach. Kurz darauf lagen das Schloss und der Felsurm wieder so da, wie Zamorra sie am Tag vorher vom Bergkamm aus hatte betrachten können.

Was verbarg sich hinter den Mauern dieser Felsenburg? Waren die Leute, die dort hinaufgestiegen waren, etwa die Dämonen, die Mordius als seine Verbündete hatte?

Zamorra konnte es nicht glauben. Zu gütig waren die Gesichter gewesen, die ihm im Gedächtnis haften geblieben waren. Nein, das waren keine Sendboten des Bösen. Diese Menschen musste ein anderes Schicksal in diese Gegend verschlagen haben.

Zamorra merkte, dass die rätselhafte Fessel wieder von ihm abfiel,

und er rannte mutig in die Talsenke hinein, bis er direkt vor dem Felsenturm stand.

Soweit er es von seinem Standort aus beurteilen konnte, war es nahezu unmöglich, diese grandiose und auch unheimliche Felsnadel zu ersteigen. Wenn die Geschichte stimmte, die man sich darüber erzählte, dann hatten die Menschen der damaligen Zeit wirklich ganze Arbeit geleistet.

Zamorra umrundete die Nadel und ging noch näher heran. Und dann fand er einen feinen Riss, der sich senkrecht durch die ganze Felswand bis hoch zur Spitze zog. Sollte er hier den Schlüssel zum Schloss entdeckt haben?

Der Professor nahm sich vor, diesem Gebilde am Tage einen Besuch abzustatten. Doch zuvor wollte er sich noch einmal im Dorf umsehen, ob er hier einen Hinweis auf die Herkunft der Menschen finden konnte.

Er eilte den Weg zurück, den er gekommen war, und betrat auf's Geratewohl das erste Haus, an dem er vorübergehen musste.

Es hatte sich nicht viel hier verändert. Immer noch hing dieser Hauch des Geheimnisvollen in den Räumen, und immer noch sah es hier aus, als wären die Bewohner nur einmal kurz herausgegangen, um jeden Augenblick wieder zurückzukommen.

Zamorra rannte zurück ins Wirtshaus, in der Hoffnung, dort noch jemanden anzutreffen.

Doch auch hier fand er keine Spur vor, die ihm vielleicht hätte weiterhelfen können. Er wollte schon wieder auf sein Zimmer gehen, da trieb ihn eine innere Stimme wieder hinaus auf die Straße.

Sie steuerte ihn quer durch das ganze Dorf. Vorbei an den Gebäuden, in denen kein Leben war. Ganz am Rande der Ortschaft stand ein Haus, das erst vor kurzem erbaut sein musste. Die Farbe auf den Außenwänden schien noch ziemlich frisch zu sein.

Zamorra konnte nicht anders, er musste den Befehlen der Stimme in seinem Geist Folge leisten.

Widerstrebend durchquerte er den großen Vorgarten des Hauses und erreichte die Eingangstür. Auch sie war nicht abgeschlossen.

Zamorra ging weiter in das Gebäude hinein und orientierte sich kurz.

Dann öffnete er eine Tür und betrat den Raum, der dahinter lag.

Sein Herz drohte auszusetzen, die Augen quollen ihm fast aus dem Kopf...

Er stand mitten in der Bibliothek seines Schlosses! Es war kein Irrtum möglich!

\*\*\*

Zamorra fühlte sich, als wäre er vor eine Betonwand gelaufen. Er musste sich einfach hinsetzen. Schwer atmend ließ er sich in den

nächstbesten Sessel fallen – es war der, in dem er immer abends zu lesen pflegte.

War er in einem Irrenhaus gelandet, oder träumte er all das, was um ihn herum vorging?

Zamorra ließ seinen Blick durch den Raum wandern und nahm jede Einzelheit wahr. Überdeutlich lenkte die Wandkarte seine Aufmerksamkeit auf sich. Zamorra suchte den großen Blutfleck und den Dolch, der darin stecken musste.

Doch von beidem sah er keine Spur.

Kein Blutfleck prangte in Höhe der Karpaten und kein Dolch machte sich durch irgendwelche Lichtreflexe bemerkbar. Ansonsten glich die Inneneinrichtung und der Grundriss des Raumes aufs Haar seiner Bibliothek auf Château de Montagne.

Nun verstand Zamorra auch, was der alte Wirt in dem Gasthaus gemeint hatte, und dass sein Haus auch bald fertig sein würde. Zamorra brauchte sich gar nicht weiter umzuschauen, er wusste auch so instinktiv, dass ebenfalls die anderen Räume denen in seinem Schloss genau nachgebildet waren.

Und nun begriff er auch, dass Mordius seine Drohung ernst gemeint hatte, er wolle Zamorra zu einem Untoten machen, der dem Satan dienen musste.

Noch nie war sich Zamorra so hilflos und verloren vorgekommen.

In diesem Dorf fand er mit Sicherheit niemanden, der ihm helfen würde. Denn dass die Leute, die er angetroffen hatte, auch zu dem Heer der Dämonensklaven gehörten, stand für ihn außer Frage.

Das einzige, was ihm hätte Sicherheit geben können, das Amulett nämlich, hatte er in Frankreich zurückgelassen.

Gedankenverloren schaute er sich in seiner Bibliothek um. Ein bitteres Lachen stieg in ihm auf. Wenigstens brauchte er nicht auf seine ihm liebgewordene Umgebung zu verzichten.

Doch diese Periode der Mutlosigkeit dauerte nicht lange. Zamorra war nicht der Mann, der sich von einer scheinbar aussichtslosen Situation unterkriegen ließ. Er war ein Mann der Tat, und auch jetzt erwachte in ihm die Bereitschaft, den Stier bei den Hörnern zu packen.

Er war fest überzeugt, dass Mordius, sein eingeschworener Feind, oben in der rätselhaften Burg auf ihn wartete. Vielleicht beobachtete er ihn auch und weidete sich daran, wie Zamorra verzweifelt nach einem Ausweg suchte.

Das konnte er haben.

Zamorras Entschluss stand fest. Er würde dem unheimlichen Wissenschaftler zuvorkommen. Wenn der sich nicht bequeme, ihm gegenüberzutreten und sich zum Kampf zu stellen, dann wollte er selbst ihm entgegenkommen. Er musste ganz einfach einen Weg zu

dem Schloss auf dem Felsenturm suchen.

Soweit er hatte sehen können, gab es keinen vorgezeichneten Weg dort hinauf. Einzig der Riss bot ihm eine Möglichkeit, die ansonsten glatte Felswand zu überwinden. Doch er musste sich irgendwie sichern.

Sofort fielen Zamorra die Bergsteiger ein, die in seiner Heimat, dem französischen Teil der Alpen, auch vor den steilen Felswänden nicht halt machten. Er erinnerte sich an einen kurzen Urlaubsaufenthalt in der Nähe von Chamonix. Genau hatte er einmal verfolgen können, wie sich diese verwegenen Burschen vor einem möglichen Absturz sicherten. Einmal hatte er es sogar selbst ausprobiert.

Daher war Zamorra auch überzeugt, diese Felswand in den Karpaten zu schaffen. Konditionsmäßig war er dafür in bester Form. Das einzige, was er brauchte, war ein stabiles Seil und etwas, das er als Haken benutzen konnte.

Beides zu beschaffen sollte keine Schwierigkeit sein. Auch wenn Valice ein Geisterdorf war, so musste sich doch irgendwo eine Schmiede befinden und unter Umständen sogar eine Art Lagerhaus oder eine Seilerwerkstatt.

Zamorra setzte seine Überlegungen sofort in die Tat um. Er verließ das geheimnisvolle Haus mit den Räumen, die genau den Räumen in seinem Schloss nachgebildet waren, und machte sich auf die Suche.

Lange brauchte er nicht durch das Dorf zu irren, dann hatte er gefunden, was er suchte. In einem Regal in einer winzigen Schmiede fand er sowohl die Haken als auch ein Hanfseil. Wusste der Teufel, wer es hier hatte liegenlassen. Zamorra dankte dem Himmel, der ihm dieses wertvolle Hilfsmittel in die Hände gespielt hatte.

Bei den Haken handelte es sich um Ungetüme, die alles andere waren als klettertechnische Hilfsmittel. Doch Zamorra musste sich wohl oder übel damit zufrieden geben. Es musste einfach auch damit klappen.

Zamorra kehrte in das Gasthaus zurück, das nun völlig verwaist war. Nichts ließ vermuten, dass in der Nacht vorher hier noch lebhafter Betrieb geherrscht hatte, wenn es auch wahrscheinlich nur Untote gewesen waren.

Zamorra ahnte irgendwie, dass ein uraltes Geheimnis diese seltsame Schar umgab. Ganz nebenbei nahm er sich vor, dieses Geheimnis zu lüften, falls er dieses Abenteuer überstehen sollte.

In dem Gasthaus fand Zamorra seinen Rucksack. Er hatte ihn dort stehengelassen. Der Professor suchte seine Taschenlampe und steckte zur Sicherheit die Nagan-Pistole ein, auch wenn er nicht unbedingt auf ihren Schutz bauen konnte. Wenn er es wirklich mit Dämonen zu tun bekam, und das stand für ihn nach dem Erlebten außer Frage, dann würde ihm diese weltliche Waffe nicht viel nützen.

Doch es war immerhin besser als nichts.



Es war noch sehr früh. Eben erst stieg die Sonne im Osten über die Hügelkette, die das weite Tal begrenzte. Zamorra empfand nach der kalten Nacht die wärmenden Strahlen als eine Wohltat. Und er sah seine Situation nicht mehr in einem so trüben Licht wie noch Stunden vorher.

Entschlossen machte er sich auf den Weg, um seinem Todfeind zu Leibe zu rücken. Eine Ahnung und sein Glaube an seine Fähigkeiten sagten ihm, dass er nicht auf verlorenem Posten stand und dass sich beizeiten ein Verbündeter bei ihm melden würde.

\*\*\*

Eingehüllt in einen Schleier aus milchigem, diffusem Licht lag das alte Schloss auf der Spitze des Felsenturms. Vom Talgrund aus war dieser Lichtschleier nicht wahrzunehmen, da das grelle Sonnenlicht alles mit seinem hellen Schein übergoss und sämtliche Schattierungen auslöschte.

Innerhalb der alten und verwitterten Mauern herrschte eine ungewisse Dämmerung. Die weiten Hallen und Gänge wurden erfüllt von einem Seufzen und Ächzen, das direkt aus der Unterwelt aufzusteigen schien. Es war ein Leidensgesang der Verdammten, die in diesem Schloss eine neue Heimat gefunden hatten. Ein unseliger Bann hielt sie hier gefangen, aus dem sie nur erlöst werden konnten, den abzustreifen sie aber aus eigener Kraft nicht in der Lage waren.

Mordius, den die Unterstützung des Satans hierher verschlagen hatte, wandelte durch die Gänge und fieberte dem Augenblick entgegen, in dem er seinem geschworenen Todfeind gegenüberstehen würde.

Er konnte bereits die Ausstrahlungen des Gehirns spüren, dessen Eigentümer dabei war, sich der Burg zu nähern. Er hatte keine Angst vor dem Kampf, von dem sein teuflischer Geist glaubte, dass es der letzte sein würde.

Er hatte mächtige Verbündete, die bereits seit Jahrhunderten ihr unheimliches Leben als Untote dem Bösen verschrieben hatten. Mit einer gewissen Bewunderung hatte Mordius dem Herrn dieses Schlosses seine Aufwartung gemacht.

Es war Radu, ein Bruder des berühmigten Vlad Dracula, der im fünfzehnten Jahrhundert hier in der Gegend sein Unwesen getrieben hatte. Auch er hatte ein Vergnügen darin gesehen, die armen Bauern in der Umgebung mit immer neuen Teufeleien zu quälen.

Mordius kannte die Geschichte dieses Ungeheuers in Menschengestalt genau. Direkt bei seiner Ankunft hatte er mit dem Besitzer der Felsenburg eine lange Unterhaltung geführt und erfahren, wer ihm da in dem blutroten Mantel mit fahlem Gesicht gegenüber saß.

Der untote Radu war von fast zerbrechlicher Statur, hatte feingliedrige Hände und einen melancholischen Ausdruck in den

Augen. Nur mit Mühe hatte sich Mordius dem Zwang dieser Augen entziehen können.

Und dann hatte er nach und nach erfahren, was es mit diesem Schloss auf sich hatte.

Er hatte andere Wesen gesehen, hatte in der Nacht mitverfolgen können, wie sich die Lichttreppe aufbaute und diese menschlichen Wesen dann auf ihr hinuntergestiegen waren, um sich unten im Dorf zu verlieren. Gegen Morgen waren sie dann wieder zurückgekehrt. Sie waren hinabgestiegen in die Verliese der Burg, die im Inneren des Felsenturms lagen. Dort hatten sie tagsüber ihre Ruhestätten, wie Radu ihm erklärt hatte.

Doch Mordius wusste noch mehr, nämlich, dass diese Menschen zu denen gehörten, die im Laufe der Jahrhunderte bei ihrem heiligen Kampf gegen die Mächte des Bösen auf der Strecke geblieben waren. Sie waren zwar immer siegreich gewesen, doch hatte die Hölle sie zu ewiger Unrast verdammt. Jetzt warteten sie verzweifelt auf den, der sie von ihrem traurigen Los befreien und ihnen die ewige Ruhe schenken würde.

Mordius grinste hämisch, wenn er daran dachte, dass auch der Professor aus Frankreich bald Mitglied dieser Gruppe sein würde.

Er würde schon dafür sorgen.

Mordius trat hinaus auf den Wehrgang, der auf den Außenmauern der Felsenburg angelegt worden war. Er hatte einen weiten Blick über das Land, jedoch empfand er nichts von der Schönheit dieser Ansicht. Sein Denken war auf etwas anderes gerichtet, etwas, das näher kam und auf das er ungeduldig wartete.

Der geniale Teufel aus dem Reich der Toten trat an die Brüstung und beugte sich hinüber. Und er erblickte, was sein unseliges Gehirn schon längst wahrgenommen hatte.

Tief unter ihm mühte sich eine menschliche Gestalt ab, den Felsenturm zu erklettern.

Mordius hatte eine teuflische Idee. Er würde dem Mann dort unter ihm den Weg versüßen, wie er es nannte. Nein, seinem Gegner sollte die Zeit nicht lang werden...

\*\*\*

Mit einer müden Bewegung wischte Zamorra sich den Schweiß von der Stirn. Verdammt, so schwierig hatte er sich den Aufstieg weiß Gott nicht vorgestellt. Es war ein mörderisches Einerlei der Bewegungsabläufe, das ihm sämtliche Kraft und Energie aus dem Körper zu saugen schien.

Der Riss, in dem er sich aufwärts bewegte, war etwa zwei Armdicken breit. Den rechten Arm hochschieben, ihn verkanten und dann den Körper nachziehen, war die einzige Möglichkeit, hier an Höhe zu

gewinnen. Von Zeit zu Zeit zwängte er dann einen der schweren Eisenhaken in den Riss, an dem er sich dann festhielt und etwas ausruhen konnte.

Zamorra wagte gar nicht, nach unten zu schauen. Er wusste nicht, ob er soweit schwindelfrei war, dass er dann nicht das Gleichgewicht verlor. Im Augenblick empfand er seine Lage als höchst ungemütlich, und er verspürte nichts von dem Abenteuer, von dem begeisterte Alpinisten immer schwärmten, wenn sie von einer Bergtour zurückkehrten.

Unbarmherzig knallte die Sonne auf die Felswand und brachte die Luft um den Professor zum Kochen. Ein plötzlicher kühler Lufthauch ließ ihn zusammenzucken. Seit Stunden hatte sich keine kühle Brise gerührt.

Seine Nackenhaare stellten sich auf. Eine unerklärliche Angst kroch ihm in die Glieder und machte aus seinem Magen einen steinharten Klumpen. Ein schwarzer Schatten glitt über ihn hinweg und verlor sich auf der grauen Felswand über ihm.

In fieberhafter Eile nestelte Zamorra einen der eisernen Haken von seinem Hosengürtel und stieß ihn wie einen Dolch in den Riss, durch den er sich vorwärts bewegte. Ein Schlag mit der Faust, und der Haken saß fest.

Zamorra umklammerte ihn krampfhaft und wandte sich um. Es dauerte einen Moment, bis er erkannte, was da auf ihn zusegelte.

Ihm gefror das Blut in den Adern.

Mit mächtigen Flügelschlägen, aber vollkommen lautlos schwebte nicht weit von ihm ein Monstrum durch die Luft, dessen Anblick seine Vorstellungskraft bei weitem überstieg. Er hatte es schon einmal gesehen. Doch da war es Nacht gewesen, und er hatte keine Einzelheiten erkennen können.

Ihm kam es vor, als wäre eine Ewigkeit seit der Nacht verstrichen, in der ihn der Racheschrei des satanischen Wissenschaftlers aus dem Schlaf gerissen hatte. Deutlich sah Zamorra die Szene vor sich. Zwei Fabelwesen, zwischen denen Mordius hing, waren über seinem Schloss aufgetaucht.

Die Flügel des Ungeheuers glichen denen einer Fledermaus. Das Gesicht war nur schwer als menschlich zu bezeichnen, und doch ließ sich ein gewisses Ebenmaß nicht übersehen. Es sah aus wie aus Stein gehauen. Eine unbestimmte Drohung lag darin, die Unheimliches prophezeite. Dieses Wesen war nicht in freundlicher Absicht aufgetaucht. Wie Recht Zamorra mit dieser Überlegung hatte, sollte ihm sofort bewiesen werden.

Ohne ein Geräusch zu verursachen, raste das fliegende Monstrum plötzlich auf ihn zu. Dicht vor dem Professor spannte es die Flügel weit auf, bremste ab und schnappte mit den mörderischen Klauen

nach dem hilflosen Menschen in der Felswand.

Unwillkürlich schrie der Professor auf. Er hatte einen zweiten Haken von seinem Gürtel gerissen und wollte ihn als Waffe gebrauchen. Verzweifelt führte er einen ungezielten Schlag gegen das Ungeheuer, in dessen kalten Augen die Mordlust funkelte.

Das musste ein Gehilfe des untoten Wissenschaftlers sein. Zamorra verfluchte seine Eile, mit der er sich zum Handeln entschlossen hatte. Er hatte seinen Gegner unterschätzt. Und er begriff, dass er wahrscheinlich auf verlorenem Posten stand.

Wieder näherte sich das schreckliche Flugwesen und startete einen neuen Angriff. Zamorra, der sich krampfhaft an dem Haken festhielt, pendelte herum und erwartete die tödliche Attacke. Er war bereit, sich so teuer wie möglich zu verkaufen.

Genau wie beim ersten Mal spannte der Flugdrache – so sah das Ungeheuer aus – seine Flügel auf und bremste ab. Zamorra gebrauchte wieder seinen Haken als Waffe.

Diesmal hatte er mehr Glück. Das Ungeheuer kam bis auf Reichweite an ihn heran. Zamorra führte einen wütenden Schlag, der den Schädel des Ungeheuers hätte zerschmettern müssen.

Doch der Haken traf auf keinen Widerstand!

Er zischte wirkungslos durch die Luft. Zamorra, der den Schwung nicht abbremsen konnte, drohte abzustürzen. Mit einem hellen Singen traf der Haken auf den Felsen über Zamorras Kopf auf und wurde ihm durch den Aufschlag aus der Hand geprellt. Das vierkantige Eisen riss eine blutige Strieme über die Handfläche und verschwand in der Tiefe.

Hatte der Professor gegen ein Phantom gekämpft? Er hatte das Ungeheuer doch ganz deutlich gesehen und gehört. Gehört? Je mehr er darüber nachdachte, desto klarer wurde ihm, dass er sich hier täuschte. Er hatte überhaupt nichts gehört und sich die Geräusche nur eingebildet. Alles, was er erlebte hatte, war nur ein Traum gewesen, allerdings ein sehr naturgetreuer und lebendiger, wie ihm der bohrende Schmerz in der Hand bewies.

Zamorra schaute sich um. Er konnte seinen eingebildeten Feind nirgendwo entdecken. Er hatte sich ebenso spurlos im Nichts verloren, wie er daraus aufgetaucht war. Zamorra war überzeugt, dass Mordius, sein Todfeind, seine Hand im Spiel hatte. Er musste ihm diese Schreckensbilder auf geistigem Wege übermittelt haben. Und das war ein neuer Beweis, dass sein Feind ganz in der Nähe war und sich auf den letzten Kampf vorbereitete.

Zamorra allerdings konnte sich nicht vorbereiten. Er durfte froh sein, wenn er das Schloss auf dem Felsenturm, diese Bastion des Unheils, halbwegs gesund und lebendig erreichte. Wenn es soweit war, würde ihm sicher schon etwas einfallen, wenn nicht, dann hatte sein letztes Stündlein geschlagen...

Die letzte Stunde dieser strapaziösen Kletterpartie verlief ereignislos. Zwar brannte die Sonne mit unverminderter Kraft auf den einsamen Mann in der grandiosen Felsmauer, doch war das die einzige Qual, der der Professor sich ausgesetzt sah.

Immer öfter machte er kleine Pausen und legte den Kopf in den Nacken. Jeden Moment meinte er, mit einem neuen Angriff von irgendeiner Seite rechnen zu müssen. Zamorra wäre nicht einmal verwundert gewesen, wenn der Fels unter seinen Händen zu leben angefangen hätte. Er hatte bei seinem scheinbar aussichtslosen Kampf gegen das Genie des Satans schon soviel erlebt, dass ihn praktisch nichts mehr soweit verwirren konnte, dass er seinen klaren Kopf verlor.

Immer weiter kämpfte Zamorra sich durch den engen Riss hinauf zu dem Schloss, das als uneinnehmbare Festung dort oben auf der Spitze der Felsnadel thronte. Wie lange er schon unterwegs war, dafür hatte Zamorra jeglichen Sinn verloren. Für ihn ging es nur darum, durchzuhalten und nicht schlappzumachen.

Übergroß boten sich ihm winzige Eigenheiten des Felsgesteins dar.

Dies war seit Stunden seine Welt, von der er nicht wusste, ob er ihr je würde entrinnen können. Die nervliche Belastung und die Ungewissheit, was ihn in den Mauern der geheimnisvollen Burg wohl erwarten würde, fraßen ihn auf und raubten ihm jede Zuversicht und Überlebenswillen.

»Ich schaffe es! Ich schaffe es!« Immer wieder sagte Zamorra den Satz laut vor sich hin, als könne er aus den Worten neue Kraft schöpfen.

Die Eintönigkeit der grauen Fläche vor ihm wurde plötzlich gestört.

Der Felsriss war zu Ende und ging über in eine schnurgerade, mit Mörtel gefüllte Fuge. Dies hier war nicht mehr von der Natur geschaffen, hier hatte die Hand eines Menschen eingegriffen.

Zamorra hatte die Außenmauern der Burg auf der Felsnadel erreicht. Wenn sein Weg auch noch nicht ganz zu Ende war, so erfüllte ihn doch ein leichtes Gefühl des Triumphes. Wieder einmal hatte er sich bewiesen, dass er mit seiner Willenskraft alles in Angriff nehmen und erfolgreich zu Ende führen konnte.

Zamorra nahm einen zweiten Haken von seinem Gürtel und trieb ihn in den Riss dicht unter den zugehauenen Steinquader, der ihn nach oben hin abschloss. Der Haken hielt beim dritten Faustschlag.

Zamorra zog sein Seil durch die Öse und sicherte, so gut es eben ging.

Dann nahm er einen anderen schmalen Haken und begann, den Mörtel aus der Fuge zu kratzen. Das war die einzige Möglichkeit für ihn, sich für den Weiterweg einen genügend sicheren Halt zu schaffen. Unter einem leisen Klirren und Rauschen lösten sich kleine Brocken

der halbverwitterten Mörtelmasse und suchten sich über die fast senkrechte Felswand einen Weg nach unten.

Zamorra dachte nicht daran, dass er damit seinen Standort vielleicht verraten könnte. Wer ihn suchte, der hatte ihn sicher längst gefunden. Und darüber hinaus war er überzeugt, dass sich niemand ohne zwingende Gründe hier in diese trostlose Gegend verirrt.

Verbissen arbeitete Zamorra mit dem notdürftigen Werkzeug.

Endlich hatte er es soweit geschafft, dass er sich in einer quer verlaufenden Fuge festklammern konnte. Seine Finger fanden einen genügend großen Vorsprung, um sich halten zu können.

Zentimeterweise kämpfte Zamorra sich hoch. Sein Atem ging keuchend. Schuld daran war weniger die körperliche Anstrengung als die nervliche Anspannung, unter der er stand. Immer wieder, wenn er den Kopf wandte, musste er hinunterblicken in die grundlose Tiefe. Mit schmerzlicher Deutlichkeit wurde ihm seine fast ausweglose Situation bewusst. Doch er musste es bald geschafft haben.

Entschlossen machte er sich erneut ans Werk. Und Stück für Stück näherte er sich dem Ende seines Weges.

Nun erreichte er die Brüstung, die durch mehrere Schießscharten unterteilt war. Um ganz dort hinaufzugelangen, musste der Professor eine Art Überhang überwinden. Die obere Auflage auf der Mauer ragte fast einen halben Meter über die Wand hinaus. Zamorra wusste, was ihn erwartete.

Er verschnaufte kurz und begann dann mit seinem Angriff auf dieses letzte Hindernis. Er hielt sich an einem Haken fest und lehnte den Oberkörper zurück. Dabei glitten die Finger seiner rechten Hand tastend über die raue Fläche. Endlich griffen sie ins Leere, seine Hand hatte das Ende, den Rand der Balustrade erreicht.

Jetzt kam für ihn auch der kritische Augenblick, der über Leben und Tod entschied. Zamorra hielt sich mit der rechten Hand an der Kante der Schutzmauer fest. Um ganz auf die Mauer zu gelangen, musste er sich mit der Linken von der Felswand lösen. Das würde allerdings bedeuten, dass er sich nur mit einer Hand hielt und im wahrsten Sinne des Wortes alles daran hing.

Zamorra biss die Zähne zusammen und hielt die Luft an. Dann ließ er mit der linken Hand den Haken in der Felswand los, an dem er sich gehalten hatte. Für einige gefährliche Sekunden pendelte sein Körper, gehalten durch nur eine Hand, wild hin und her. Dann kam er allmählich zur Ruhe. Zamorra reckte den anderen Arm und verkrallte die Hand ebenfalls um die Kante der Brüstung.

Er wagte nicht nach unten zu schauen. Ihm reichte es schon, nur zu wissen, dass es unter ihm etwa vierhundert Meter senkrecht in die Tiefe ging. Den Anblick konnte er sich ersparen.

Wie ein Artist schwang er nun seine Beine hinauf und versuchte, sich

ganz über die Kante zu schieben. Bei den ersten Versuchen rutschte sein Fuß immer wieder ab. Dann endlich hatte er es geschafft. Noch nachträglich trat ihm der Angstschweiß auf der Stirn, als er daran dachte, wie knapp er einem Absturz entgangen war.

Und allmählich kehrte auch das Erlebnis mit dem Flugungeheuer in sein Gedächtnis zurück. Die ganze Zeit über hatte er es verdrängt, um sich nicht noch nervöser zu machen, als er es schon war. Doch nun sah er die Szene wieder klar vor sich. Und er begriff, dass man nur mit ihm gespielt hatte!

Es wäre ein Leichtes gewesen, ihn abstürzen zu lassen. Doch scheinbar wollte man ihn am Leben lassen, um sich ausgiebig an seinem Sterben ergötzen zu können. Eine heiße Wut stieg in dem Professor hoch, dass er zur Untätigkeit verdammt war. Doch wo kein Gegner sich zeigte, da konnte er auch nicht den Kampf beginnen. Er hoffte nur, dass es bald soweit war und das nervtötende Warten ein Ende hatte.

Zamorras Atem hatte sich wieder etwas beruhigt, und er hatte die Ruhe und Konzentration wiedererlangt, um sich seine nächste Umgebung anzuschauen.

Im Moment hockte er in einer Schießscharte, von denen mehrere in regelmäßigen Abständen die Mauerkrone des Wehrganges durchbrachen. Es war grob zugehauener Naturstein, aus dem die Mauer gefügt war. Erstaunlicherweise sah Zamorra nirgendwo die typischen Zeichen des Verfalls. Alles sah so aus, als wäre es erst vor kurzem erbaut worden. Irgendwer musste das Schloss aufs Sorgfältigste instand halten, oder es alterte aus unerklärlichen Gründen nicht.

Einige Stellen auf dem Steinboden bewiesen dem Professor, dass hier doch Leben herrschen musste. Die Stelle war blank und abgewetzt, so als wäre hier jemand gegangen, und das immer wieder und wieder.

Ein Stück entfernt erkannte Zamorra eine Falltür aus mächtigen Holzbohlen. Sie deckte wahrscheinlich die Treppe ab, über die man ins Innere des Schlosses gelangen konnte.

Zamorra nahm das Seil und befestigte es an einer Mauerzinne. Soweit er sich hatte überzeugen können, war der Abstieg über die fast senkrechte Felswand die einzige Möglichkeit, wieder ebenen Boden unter die Füße zu bekommen. Da er kaum glaubte, das Seil im Inneren des Schlosses zu brauchen, ließ er es hier, wo es ihm im Notfall gute Dienste leisten würde.

Dann ging er zu der schweren Falltür hinüber. Er unterzog sie einer genauen Untersuchung. Die Scharnierbolzen waren blank. Also musste die Tür regelmäßig benutzt werden. Doch wer auch immer diese Tür benutzte, er musste über ganz besondere Fähigkeiten verfügen. Denn auch ihm blieb zum Schloss als möglicher Weg nur die Felswand.

Oder, so überlegte Zamorra, er hatte sich unten nicht genügend umgeschaut. Vielleicht konnte man sogar ganz einfach nach unten ins Tal gelangen? Wenn nun in dem Felsturm eine geheime Treppe existierte?

Doch der Gedanke erschien ihm so fantastisch, dass er ihn gleich wieder beiseite schob. Das war wohl ein Ding der Unmöglichkeit.

Zamorra kniete sich neben die Tür und presste lauschend sein Ohr gegen die massiven Holzplanken. Für einige Sekunden wagte er nicht einmal zu atmen. Sein Gesicht zeigte einen angespannten, konzentrierten Ausdruck.

Nichts. Unter ihm war alles still. Die Burg wirkte wie ausgestorben. Zamorra hatte sich davon auch schon überzeugen können, als er einen flüchtigen Blick in den Burghof hinunter getan hatte. Alle Türen, die er von dem Türmchen aus hatte sehen können, waren verschlossen gewesen. Niemand schien sich hier aufzuhalten, und doch sah man dem sauberen Hof die Pflege an, die ihm angedeihen musste.

Zamorra packte kurz entschlossen den Eisenring, der an der Falltür befestigt war, und mit dem man sie wohl öffnen konnte. Zamorra spannte seine Muskeln an und bereitete sich auf ein großes Gewicht vor, das hochzuwuchten ihm bestimmt einige Schwierigkeiten bereiten würde. Umso erstaunter war er, als er von seinem eigenen Schwung fast von den Füßen gerissen wurde. Die Tür war anscheinend federleicht. Ganz leicht und einfach schwang sie auf. Zamorra hatte nicht damit gerechnet. Der Schwung riss sie ihm aus der Hand und ließ ihn rückwärts stolpern. Mit einem dumpfen Laut krachte die Bohlentür auf den massiven Steinboden. Weithin hallte das Geräusch, und Zamorra war überzeugt, dass sein Kommen nun mit Sicherheit entdeckt war.

Einerseits ließ ihn das unruhig werden, andererseits war es ihm nur recht. Vielleicht reizte er damit seinen bislang unsichtbaren Gegner zum Handeln.

Im Licht der mittlerweile untergehenden Sonne gähnte dem Professor eine finstere Öffnung entgegen. Sie war ein Höllenschlund, der ihn magisch anzog und verschlingen wollte. Zamorra konnte sich nur mit Mühe gegen diesen seltsamen Einfluss wehren und zwang sich, überlegt und umsichtig vorzugehen.

Er löste die Taschenlampe von seinem Gürtel und leuchtete in die Öffnung hinein. Der Lichtstrahl tanzte über ausgetretene Stufen, die sich in der Tiefe verloren. Es war eine Wendeltreppe, die sich in ziemlich engen Windungen den unteren Stockwerken entgegenschlängelte. Trotzdem konnte Zamorra nicht einmal die obere Windung in voller Länge überschauen. Es schien, als wäre die herrschende Dunkelheit etwas Körperliches, Greifbares, das sich der Helligkeit entgegenstellte und ihr das Eindringen verwehrte.



Nichts wies daraufhin, dass jemand sein Kommen gehört hatte. Es rührte sich kein Laut in der Tiefe, und auch kein Lichtschimmer glitt suchend über die Wände. Zögernd betrat der Professor die Treppe und begann seinen Weg ins Innere der unheimlichen Burg.

Eines hatte er schon bei seiner Kletterpartie bemerkt, sie war viel mächtiger und erdrückender, als man von unten vom Talgrund aus annahm. Die früheren Erbauer schienen viel Platz gebraucht zu haben. Zamorra, der sich auch in der Geschichte ein wenig auskannte, überlegte krampfhaft, wem dieses Schloss wohl gehört haben mochte und was die seltsame nächtliche Erscheinung wohl bedeutete.

Fast hielt er dieses sonderbare Erlebnis schon für einen Traum, der nichts mit der Realität zu tun hatte. Doch die Leiter oder Lichttreppe war ganz deutlich gewesen und hatte sich vom Schloss bis hinunter zum Talboden erstreckt. Und die sonderbaren Leute aus dem Dorf waren darauf emporgestiegen, als gehörten sie zu der Burg.

Schritt für Schritt wagte der Professor sich weiter vor in das Unbekannte, das er spüren konnte wie den Atem eines lauernden Raubtieres. Eine Gänsehaut zog sich über seinen Rücken und ließ ihn frösteln. Im Stillen verfluchte er den Tag, als er sich hatte von seinem Freund in Paris überreden lassen, sich um diese sonderbaren Leichendiebstähle in Dublin zu kümmern. Denn dort hatte er Mordius, diesen genialen Wissenschaftler, zum ersten Mal kennen gelernt, der ihn nun quer durch Europa jagte, um seine Rache an ihm zu vollziehen.

Aber Zamorra durfte jetzt nicht kneifen. Er hatte eine Mission zu erfüllen, die ihm seine Vorfahren mitgegeben hatten. Er als Spezialist für übersinnliche Erscheinungen und unerklärliche Vorgänge musste diese Fähigkeiten einsetzen zum Wohle derer, die nicht ein so gutes Gespür für Geheimnisse hatten wie er.

Sorgsam bemüht, auf den ausgetretenen Stufen nicht auszugleiten, stieg Zamorra weiter hinunter in die Finsternis. Das Licht seiner Taschenlampe wirkte trübe, und wenn er es nicht besser gewusst hätte, dann hätte Zamorra angenommen, die Batterien wären leer. Doch die hatte er gerade ganz frisch eingesetzt.

Es war wohl wirklich so. Über dem Schloss lag ein verderblicher Hauch, dem man sich als normaler Sterblicher nicht verschließen konnte und der einen unentwegt bedrohte.

Die Luft um ihn wurde immer stickiger und unerträglicher. Er hatte das Gefühl, jeden Moment ersticken zu müssen. Zamorras Atem ging keuchend wie bei einem schwachen Greis. Die Hitze schien von den steinernen Wänden abgestrahlt zu werden. Zamorra hatte das Gefühl, als würden die Wände sich langsam zusammenschieben und ihn erdrücken wollen. Seine Schritte wurden schneller. Er glaubte, vor diesem Grauen fliehen zu können.

Die Treppe begann plötzlich unter ihm zu tanzen und zu beben.

Sie wand sich hin und her wie eine Schlange. Sie bockte wie ein Pferd, das den unliebsamen Reiter abwerfen will. Zamorra wollte sich an der Wand abstützen, sich festhalten, abwarten, bis die grässliche Erscheinung vorüberging, doch er griff ins Leere. Er meinte, ins Nichts stürzen zu müssen. Krampfhaft bemühte er sich, das Gleichgewicht nicht zu verlieren. Die Taschenlampe entfiel seiner Hand. Unter einem Klirren, das in seinen Ohren klang wie die Explosion einer Bombe, prallte sie auf den Boden und rollte die Stufen hinunter. Dabei tanzte ihr Lichtschein über die Wände des steilen Ganges, bis die Lampe erlosch. Ein letztes Klirren, und dann herrschte Stille.

Zamorra stolperte weiter, als könne er damit sein Leben retten.

Wenn er sich im Spiegel gesehen hätte, er hätte sich nicht wiedererkannt. Speichel lief ihm aus dem Mundwinkel. Seine Haut war von unzähligen Falten gefurcht. Seine Augenbrauen waren weiß geworden, und sein Gang war der eines alten Mannes unter der Last seiner Jahre. Seine Wangen waren eingefallen und der Blick seiner Augen hatte sein Feuer und seine Ausstrahlung verloren.

Ein Greis stolperte die Treppe hinunter, der mit dem Professor nur noch den Namen gemein hatte. Und doch war es Zamorra in eigener Person. Er merkte von alldem nichts. Er wunderte sich noch nicht einmal über die plötzliche Schwäche in seinen Beinen. Er sackte in die Knie. Mühsam raffte er sich wieder auf.

Er war noch nicht länger als vielleicht eine halbe Stunde unterwegs in dem Schlossturm, doch es kam ihm vor wie eine Ewigkeit.

Er hatte das Gefühl, nie etwas anderes gekannt zu haben. Er dachte auch nicht mehr über seine Lage nach. Denn gleichzeitig mit seinem Körper war auch sein Geist gealtert. Er fing auch schon an zu denken wie ein Achtzigjähriger.

Zamorra schwankte hin und her. Immer wieder krachte er gegen die Gangwand und zerriss sich die Kleider. Er holte sich Prellungen und Schürfwunden. Doch von den Schmerzen schien er nicht das Geringste zu merken. Er sah nur den Weg, den er zu Ende gehen musste. Nur das Ziel blieb ihm ein Geheimnis, von dem er wusste, dass er es nicht lösen würde.

Die Luft um ihn begann zu kochen. Es war ein Sturm, der um ihn tobte und ihn von den Füßen zu reißen drohte. Er stemmte sich dagegen und wusste nicht warum. Ein Zwang trieb ihn vorwärts, um jeden Preis weiterzugehen.

Vor sich, wie in weiter Ferne, sah der Professor auf einmal einen Lichtschimmer. Er beschleunigte seine Schritte und stürmte darauf zu. Es gab für ihn kein Halten mehr. Etwas schien auf ihn zu warten, schien ihn zu rufen und anzutreiben.

Zamorra achtete nicht mehr auf seine Verletzungen. Obwohl er sich

immer schmerzhaft an den roh behauenen Wänden stieß, blieb er nicht stehen und rannte durch den Gang. Längst hatte er die Treppe hinter sich gelassen und befand sich auf ebenem Boden.

Der Lichtschein vor ihm wurde immer heller, bis er ihm nahezu körperliche Schmerzen zufügte. Zamorra spürte die Schmerzen zwar, doch konnte er sich davor nicht in Sicherheit bringen. Er musste weiter auf das Licht zueilen.

Es war eine schwere Tür, die den geisterhaften Schein abstrahlte.

Sie war übermannshoch und mit Eisen beschlagen. Sie schien aus sich selbst heraus zu strahlen. Die feinen Verzierungen, Schnitzarbeiten in den massiven Holzbohlen schienen zu leben. Die stilisierten Figuren bewegten sich und gingen den Tätigkeiten nach, bei deren Errichtung der Künstler sie dargestellt hatte.

Wie gebannt blieb Zamorra vor der Tür stehen. Seine Augen waren weit aufgerissen, als könnten sie alles gar nicht fassen, was sich ihnen darbot. Zamorra streckte eine Hand aus. Sie schwebte auf die schmiedeeiserne Türklinke zu und umschloss sie. Weiß traten an der Hand die Knöchel hervor. Es schien den Professor ungeheure Kraft zu kosten, die Tür zu öffnen. Endlich gab die Klinke nach und ließ sich nach unten drücken. Zamorra stemmte sich gegen die Tür und schob sie auf.

Der Lichtschimmer deckte nun alles zu. Nichts war mehr zu erkennen als die schreiende, verzehrende Helligkeit, die durch den Türschlitz in den Gang strömte.

Zamorra stieß einen heiseren Schrei aus. War es Schmerz oder Freude über den Erfolg?

Schließlich war die Tür ganz offen. Zamorra setzte sich in Bewegung und wankte mit schlurfenden Schritten in den Raum hinein.

Dabei ließ er wie durch ein Wunder die gleißende Helle hinter sich zurück. Vor ihm war es stockdunkel wie hinter einer Barriere, die alles schluckte und abhielt.

Es dauerte einige Sekunden, bis Zamorra etwas erkennen konnte.

Gesichter glitten auf ihn zu, Gestalten, körperlose Schemen, die aus dem Nichts entstanden, auf ihn zurasten und dicht vor ihm wieder zerflossen, um spurlos zu verwehen.

Zamorra erkannte sie wieder. Es waren die Leute, die er in der Nacht unten im Dorf gesehen hatte. Wie kamen sie hierher? Er konnte sich die Frage nicht mehr beantworten.

Etwas hüllte ihn ein, drohte ihn zu verschlingen. Zamorra hatte das Gefühl, er würde in einen bodenlosen Schacht stürzen.

Er schwebte über einem Nichts. Und er begann zu stürzen. Immer rasender wurde der Fall, immer schneller. Er fühlte, wie er durch die Luft schoss.

Die Gesichter der Alten aus dem Dorf tauchten vor ihm auf. Sie

winkten ihm. Die Gesichter lächelten, grinsten, verhöhnten ihn.

Dann sah er nichts mehr. Ein Schlund schien ihn zu verschlucken, und um ihn war Nacht...

\*\*\*

Mit schmerzhafter Deutlichkeit wurden ihm die Unebenheiten des felsigen Bodens bewusst, auf dem er lag. Sie übertrugen sich auf seinen gepeinigten Körper und erinnerten ihn an seine geradezu aussichtslose Lage.

Allein stand er einer Schar von überirdischen Wesen gegenüber, von deren Plänen er nichts wusste und die ihm mit Sicherheit alle feindlich gesinnt waren. Zwar hatte er einen Weg in das geheimnisvolle Schloss gefunden, doch hatte er damit praktisch noch überhaupt nichts gewonnen.

Der Gedanke an das Schloss ließ den Professor vollends wach werden. Er versuchte, sich das Erlebte ins Gedächtnis zurückzurufen.

Die Gesichter, die auf ihn zugerast waren, die Gesichter der alten Leute aus der Dorfgaststätte. Hatten sie ihn angegriffen? Noch meinte er das gütige und freundliche Lächeln in den Falten und Runzeln sehen zu können.

Zamorra versuchte krampfhaft, die ihn umgebende Dunkelheit zu durchdringen und etwas Genaueres zu erkennen. Doch er sah nichts. Entweder drang in diesen Raum wirklich kein Lichtstrahl, oder seine Augen hatten sich noch nicht an die Finsternis gewöhnt.

So war er einzig und allein auf seinen Tastsinn angewiesen. Seine Hand glitt über den Boden und prüfte die nähere Umgebung. Soweit Zamorra es beurteilen konnte, lag er auf überdimensionalen Felsplatten mit ungleichmäßigen Umrissen. Die Erbauer des Schlosses mussten sie so verwendet haben, wie sie aus den Steinbrüchen gekommen waren.

Zamorra drehte sich auf die Seite, um eine größere Reichweite zu gewinnen. Er schien eine brutale Folter mitgemacht zu haben. Er meinte, dass jeder Knochen in seinem Körper sich mit bohrenden Schmerzen meldete und ihm Einhalt gebot. Zamorra kümmerte sich nicht darum und setzte seinen Erkundungsweg fort.

Seine Hand stieß gegen etwas Hartes. Mit leisem Scheppern rollte es fort. Die Taschenlampe! Ein Gefühl der Freude stieg in ihm auf und gab ihm neue Hoffnung. Jetzt konnte ihm nicht mehr viel geschehen, denn gleich würde er sein unheimliches Gefängnis in Augenschein nehmen können.

Er betätigte den Einschaltknopf der Lampe – nichts geschah. Zamorra zerbiss einen Fluch. Ärgerlich machte er einen weiteren Versuch, schüttelte die Lampe und schlug sie leicht auf den Boden. Er hatte keinen Erfolg. Sie musste also bei seinem Sturz einiges mitbekommen

haben.

Sturz! Jetzt spürte der Professor auch die rasenden Kopfschmerzen, die wellenartig von seinem Nacken hinunterstrahlten in die Wirbelsäule und in seinen ganzen Körper.

Hatte er einen Schlag auf den Schädel bekommen? Zamorra konnte sich nicht mehr daran erinnern. Seine Hand tastete den Kopf ab.

Er fand die Beule und stöhnte leise auf, als er darauf drückte. Die Schwellung lag genau über dem linken Auge. Als Zamorra die Finger zurückzog, waren die Spitzen feucht. Er schien zu bluten.

Zamorra kam sich vor wie ein Blinder, der anfängt, seine Umwelt, die er bisher immer hatte sehen können, neu zu begreifen. Er zählte die Handspannen, mit denen er die Entfernung zur Wand abmaß.

Die Anzahl musste etwa der Entfernung von zwei Metern entsprechen.

Der Zusammenprall mit dem steinernen Hindernis kam für den Professor völlig überraschend. Er hatte zwar darauf gewartet, doch nicht so schnell damit gerechnet. Vorsichtig richtete Zamorra sich auf, wobei er darauf achtete, dass er die Wand immer im Rücken hatte.

Schritt für Schritt tastete sich der Professor an der Wand entlang, um den Umfang seines Gefängnisses festzustellen und eine eventuelle Fluchtmöglichkeit zu suchen. Plötzlich veränderte sich die Struktur der Fläche, über die er seine Hände gleiten ließ. Sie wurde viel glatter, künstlicher. Deutlich konnte Zamorra eine Maserung erfühlen und eine Kante. Probeweise pochte Zamorra mit dem Knöchel gegen die Fläche. Es klang hohl. Dies hier musste die Tür zu dem Raum sein, in dem er festsass.

Zamorra tastete die Tür ab und suchte nach einer Klinke oder einem Riegel. Doch seine Suche war vergeblich. Nichts war zu finden, das ein Öffnen der Tür erlaubt hätte. Mutlos ging Zamorra in die Hocke, um vielleicht unten am Boden eine schwache Stelle der Eichentür zu entdecken. Doch auch hier hatte er kein Glück.

Zamorra dachte nach. Die Luft in dem Raum war erstaunlich frisch. Das war ihm gleich am Anfang aufgefallen, doch hatte er diesem Umstand keine Beachtung geschenkt. Jetzt gewann diese Feststellung für ihn eine besondere, vielleicht sogar lebenswichtige Bedeutung. Unter Umständen fand sich in der Decke des Raumes eine Öffnung, durch die Luft eindringen, ein Gefangener aber entfliehen konnte.

Zamorra schöpfte neuen Mut. Sofort ging er daran, seine Idee zu verfolgen. Er begann, die Wand abzutasten in der Hoffnung, einen Vorsprung zu finden, den er zum Klettern benutzen konnte. Seine sensiblen Finger erfühlten rauen Stein – und dann einen länglichen Gegenstand. Er fühlte sich warm an, und Zamorra vermutete in dem Material Holz.

Er tastete weiter über den Gegenstand hinweg und traf auf eine glatte

Fläche mit einer ganz unregelmäßigen Struktur. Die Fläche gab insgesamt leicht nach.

Und dann geschah das Unglaubliche!

Unter seinen Händen entstand ein Leuchten, das aus einer anderen Welt zu kommen schien. Eine rechteckige Fläche begann zu flimmern und ein geheimnisvolles Licht auszusenden.

Zamorra zuckte zurück. Und aus der Entfernung erkannte er, was er berührt und zum Leben erweckt hatte.

Es war ein Bild, ein Gemälde mit der Darstellung eines alten Mannes. Zamorra war sicher, dass er den Greis schon einmal irgendwo gesehen hatte. Dieses Gesicht mit den buschigen Brauen, der gefurchten Stirn und den eingefallenen Wangen.

Und da fiel es ihm wieder ein.

Das war der Wirt unten aus dem Dorfgasthaus, der ihm von seiner Tochter hatte sein Zimmer zeigen lassen. Und dieses Gesicht hatte er auch kurz vorher gesehen, als er durch den Gang geeilt war und das Gesicht, zur Fratze verzerrt, auf ihn zugerast war.

Zamorra wollte es nicht glauben. Unwillkürlich rieb er sich die Augen. Doch das Unfassbare blieb.

Vor ihm an der Wand leuchtete aus einem blind gewordenen Goldrahmen das Gesicht eines Mannes entgegen, der nicht aus dieser Zeit, der Gegenwart, stammen konnte.

Und im Schimmer des Lichtes konnte Zamorra weitere Einzelheiten in dem Raum erkennen, in den ihn der Zufall verschlagen hatte.

Ringsum an den Wänden hingen noch weitere Bilder!

Eine innere Stimme trieb den Professor dazu, zu diesen Bildern hinzugehen und sie zu berühren. Bei allen berührte er den Rahmen und strich über die Leinwand.

Und bei allen Bildern trat das gleiche ein wie bei dem ersten Bild.

Sie begannen zu schimmern, kaum wahrnehmbar erst, und entwickelten dann ein Leuchten das mit jedem weiteren Bild so hell wurde, dass es fast schmerzte.

Auf allen Bildern sah man Darstellungen alter Menschen. Sie hatten alle etwas gemein: Sie sahen unermesslich weise aus, und in ihren Gesichtern stand eine Güte und Freundlichkeit, wie man sie in der heutigen Zeit kaum noch antreffen kann.

Die Gesichter schienen ein Eigenleben entwickeln zu können. Sie verzogen sich, zeigten ein reiches Mienenspiel und verwirrten den Professor zutiefst. Man schien ihn anzulächeln, schien ihm Mut zusprechen zu wollen und zwinkerte ihm zu. Auch sah er in den Gesichtern, deren Augen ihn musterten, so etwas wie Mutlosigkeit aufflackern.

Sonderbarerweise erfüllte ihn das mit tiefer Niedergeschlagenheit.

Er wusste selbst nicht warum, doch er verlor allen Mut und alle

Hoffnung auf einen guten Ausgang dieses gespenstischen Abenteuers. Unwillkürlich fragte Zamorra sich nach der Herkunft der Bilder, doch die würde ihm wohl für immer verborgen bleiben. Er war hier der Eindringling, und wenn er jemals wieder aus diesem Verlies herauskommen sollte, dann wollte er diese Beobachtung für sich behalten, weil er zu Recht ahnte, dass ein Bekanntwerden der Beobachtungen dem Ort hier die Ruhe rauben würde.

Und die wollte er den hier Weilenden erhalten, ganz gleich, woher sie kamen und warum sie hier ihr Unwesen trieben.

Zamorra wollte schon weiter nach einem Fluchtweg suchen, da geschah etwas, womit er in diesem Moment nicht gerechnet hätte.

Eine kalte Stimme drang an seine Ohren, und Zamorra hatte das Gefühl, das Blut würde ihm in den Adern gefrieren...

\*\*\*

»Ich sehe, Sie haben unser kleines Geheimnis entdeckt.«

Es war eine männliche Stimme, die vor Hohn troff. Auch klang sie leicht amüsiert, so als hätte der Sprecher eine besondere Freude an Zamorras Ratlosigkeit.

»Man nennt Sie zwar den Meister des Übersinnlichen, auch beschäftigen Sie sich intensiv mit den mannigfaltigen Erscheinungen, denen Sie in Ihrer Zeit begegnen, doch seien Sie sicher – hier haben Sie Ihren Meister gefunden, die wahren Meister des Übersinnlichen!« Die letzten Worte waren fast ein wütender Aufschrei gewesen.

Zamorra wandte sich langsam um. Vor der Tür, die er vorhin noch abgetastet hatte, stand eine männliche Gestalt. Sie hob sich als scharf umrissene Silhouette gegen das helle Rechteck der Türöffnung ab.

Genau in Höhe der Seitenpfosten entdeckte Zamorra auf dem Steinboden einen Spalt. Es war eine Tür, die ähnlich geöffnet werden konnte wie ein Fallgitter. Jetzt verstand er auch, warum er bei seinen Nachforschungen keinen Spalt vorgefunden hatte.

Die Gestalt trug einen weiten Mantel. Dem Aussehen nach musste das Kleidungsstück aus dem Mittelalter stammen. Der Mantel war aus Samt und blutrot. Das Gesicht des Mannes leuchtete in einem fahlen Licht und gab ihm ein gespenstisches Aussehen. Zamorra konnte nicht anders – die Ebenmäßigkeit dieses Gesichtes teilte sich auch ihm mit und hatte eine ganz erstaunliche Wirkung auf ihn. Zamorra erkannte den Fremden nicht unbedingt als einen Feind an.

Die tief in ihren Höhlen liegenden nachtschwarzen Augen starrten ihn unverwandt und anscheinend teilnahmslos an. Und doch lag in ihnen ein stummer Befehl, der alles in die Knie zwang, was sie erblickten.

Auch der Professor konnte sich diesem Befehl nicht widersetzen.

Unwillkürlich sank er in die Knie, dabei weiterhin das Gesicht

ansehend, das sich nun zu einem spöttischen Grinsen verzog. Mit einer eleganten Handbewegung fuhr sich der Mann mit gespreizten Fingern durch das volle, silberweiße Haar. Es wirkte wie die Geste eines Mannequins vor der Kamera.

Unter anderen Umständen hätte Zamorra das vielleicht als lächerlich empfunden, doch diese Geste und sein Wissen um die Geschichte des Landstriches hier verrieten ihm die schreckliche Wahrheit.

Das musste Radu sein, der hübsche Radu, ein Bruder des berühmigten Vlad Dracula, des Urvaters der schrecklichsten Ungeheuer, von denen auf der ganzen Welt unzählige Legenden und Märchen berichteten. Also hatte es ihn wirklich gegeben. Und die Tatsache, dass er hier in Lebensgröße vor ihm stand, bewies ihm, dass auch die Legenden Wahrheit waren. Er musste ein ähnliches Ungeheuer gewesen sein wie sein Bruder, sonst würde er nicht noch in dieser Zeit, im zwanzigsten Jahrhundert durch die alten Gemäuer seines Schlosses geistern.

Zamorras Gedanken jagten sich wie eine wilde Meute Hunde. Er suchte nach einem Ausweg, wusste aber gleichzeitig, dass es keine Rettung mehr für ihn gab. Er war dem Ruf seines mächtigen Widersachers gefolgt und musste nun auf den Todesstoß warten. Vielleicht gab man ihm noch eine Möglichkeit, sich zu verteidigen. Doch was waren seine schwachen Kräfte gegen das hier?

Sein Hals war trocken, und seine Stimme war ein unverständliches Krächzen. Zamorra räusperte sich, doch es hatte nicht viel Zweck.

»Wer seid Ihr? Was wollt Ihr von mir?«

Seine Frage war mehr aus Verlegenheit und Ratlosigkeit gestellt.

Genauso wurde sie auch aufgefasst.

Der Gefragte lachte belustigt auf. »Du weißt doch längst, wer vor dir steht. Glaube nicht, dass mir deine Gedanken verschlossen sind. Ich habe lange genug Zeit gehabt, meine Sinne in diese Richtung zu trainieren. Dir ist genau bekannt, wo du dich aufhältst, und du weißt auch, warum du hier bist. Mordius, dein Gegner, untersteht unserem Schutz. Er ist ein Gefolgsmann des Satans geworden. Durch seine Forschungen hat er seine Seele dem Satan verschrieben. Wir, die Heerscharen der Finsternis, werden ihm helfen, auch dich zu einem von uns zu machen.«

Die Worte hallten in Zamorras Schädel nach. Vorn übergebeugt stand er da und lauschte ihnen nach. Er konnte und wollte es nicht fassen. Er, der sein Leben dem Kampf gegen Geister und Dämonen gewidmet hatte, und es immer noch tat, sollte ein Untoter werden, ein unseliger Geist, der keine Ruhe mehr finden sollte und ziellos über die Erde irrte, rastlos getrieben von dem Zwang, zu töten und Böses zu tun.

Doch noch hatte er seinen Willen, den er einsetzen konnte, gegen den Einfluss, der Eingang fand in seine Gedanken und ihn zu lähmen und



zu steuern drohte.

Suchend irrte sein Blick über die Wände mit den Portraits der alten Menschen. Eines der Bilder erregte seine Aufmerksamkeit besonders. Es zeigte im Gegensatz zu den übrigen ein junges Mädchen in der Blüte ihrer Jugend und ihrer unirdischen Schönheit. Fasziniert schaute er in die Augen, deren Ausdruck ihm Ruhe und Kraft zu geben schienen. Ja, ihr Gesicht verzog sich sogar zu einem aufmunternden Lächeln. Zamorra wollte hingehen, wollte das Bild berühren, streicheln, umarmen, doch die Stimme des Unheimlichen hielt ihn zurück und bannte ihn auf den Fleck.

»Bleib! Auch sie wird dir nicht helfen können. Es ist Zora, wie du schon richtig erkannt hast. Sie hat dir im Dorf dein Zimmer gezeigt, das du besser nie verlassen hättest. Doch du hast es getan, die Folgen musst du dir nun selbst zuschreiben. Ja, schau dir nur die Bilder an. Sie zeigen all jene, die im Verlauf der Jahrhunderte den Kampf aufgenommen haben, um das Böse zu besiegen oder in seine Schranken zu verweisen, wie sie es ausdrücken. Nun gut, sie haben dabei auch immer Erfolg gehabt, doch hat sie das ihre ewige Ruhe gekostet. Immerhin führen sie ein Leben, das schlimmer sein könnte, und mit dem sie eigentlich recht zufrieden sind, nicht wahr, Don Corastro?«

Der hübsche Radu hatte sich halb umgewandt und zu einem Bild gesprochen, das einen spanischen Grande zeigte. Die versilberten Schnallen auf seinem Wams glitzerten, als seien sie echt und nicht nur gemalt. Tiefes Leid stand in dem zerfurchten Gesicht, doch der Kopf neigte sich demütig und nickte beipflichtend.

Radu drehte sich wieder zu Zamorra um.

»Er hatte vor zweihundert Jahren versucht, einen Satansorden auseinanderzusprengen. Es ist ihm auch gelungen. Doch im letzten Moment gelang es einem von uns, ihn mitzunehmen ins Jenseits, in die Dimension, in die wir gehören, in der wir keine Ruhe finden, sondern ziellos umherirren. Ich habe allen eine Heimat gegeben, in der sie sich wohl fühlen, soweit man sich wohl fühlen kann. Viel geschieht nicht, das uns die Langeweile vertreiben könnte. Doch von Zeit zu Zeit gibt es auch für uns einen Lichtblick, wenn einer vermessen genug ist, uns herauszufordern. Heute ist es wohl wieder soweit. Du bist hier und willst deine Kräfte mit einem von uns messen. Darum hüte dich. Du bist von Feinden umgeben. Doch genug jetzt geredet. Wir wollen nicht mehr länger warten. Dein Gegner wartet schon, und die Zeremonie, die dich zu einem von uns machen soll, ist bereits vorbereitet. Heute Nacht wird das Dorf Valice tot bleiben, denn alle sollen deinen großen Augenblick miterleben.«

Er gab mit einer Hand einen kurzen Wink. Zamorra spürte rechts und links von sich eine heftige Bewegung. Er wollte sich umwenden, sich

zurückwerfen, um dem Zugriff zu entgehen. Doch die Schergen waren schneller.

Messerscharfe Krallen umschlossen seine Oberarme und zerfetzten seine Kleidung oder das, was noch davon übrig war. Starke Windstöße kühlten sein Gesicht, doch war nichts Labendes darin. Es war der Hauch des Todes, der ihn streifte.

Im unsicheren Licht der nun allmählich verblassenden Gemälde erkannte Zamorra, wer seine Schergen waren.

Es waren die beiden fliegenden Ungeheuer, die auch Mordius in diesen abgelegenen Landstrich befördert haben mussten. Überdeutlich boten sich Zamorra die beiden Fratzen der Kreaturen dar. Sie schienen wie aus Stein gehauen, und kein lebender Ausdruck lag in ihren Augen. Die weiten Fledermausflügel umhüllten sie wie weite Mäntel und erhöhten das Imposante ihrer Erscheinungen noch.

Ein heftiger Ruck riss den Professor nach vorn. Fast wäre er gestürzt, doch die beiden Ungeheuer hielten ihn in sicherem Griff.

Der hübsche Radu drehte sich in der Tür noch einmal um.

»Kommt, meine Getreuen, auch wenn ihr es nicht wollt. Ihr dürft bei dem Schauspiel nicht fehlen.«

Dabei winkte er und gab das Zeichen, Zamorra weiterzuschleifen.

Ein leises Knirschen, mehr spürbar als akustisch wahrnehmbar, ließ Zamorra den Kopf wenden. Aus den Augenwinkeln sah er etwas, was er sich nie auch nur hätte träumen lassen. Es war so unfassbar, dass er an seinem Verstand zweifelte.

Die Gemälde an den Wänden fingen an zu leben. Sie wurden plastisch, wölbten sich vor, als wollten sie platzen. Doch kein Riss zeigte sich auf den Leinwänden. Vielmehr traten immer deutlicher die Konturen der Dargestellten als Reliefs zutage. Sie wurden fassbar, dreidimensional.

Und sie schickten sich an, den Bildern, den Gefängnissen ihrer Bilderrahmen zu entsteigen.

\*\*\*

Mit brutaler Gewalt wurde Zamorra von den beiden Flugwesen vorwärts gezerrt. Er bot seine ganzen noch verbliebenen Kräfte auf, mit den Ungeheuern Schritt zu halten, doch gaben ihm schon nach einigen Metern die Beine nach und schleiften über den Boden. Es ging einige Stufen hinunter und durch endlos scheinende Gänge. Zamorra versuchte sich zu orientieren, doch bald schon musste er feststellen, dass er dem Weg, den sie nahmen, nicht mehr folgen konnte.

Vor ihnen schritt Radu, der Schreckensfürst aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Er wandte sich kein einziges Mal um. Er wusste genau, dass Zamorra sich in seiner Gewalt befand und sich aus eigener Kraft nicht befreien konnte. Zielstrebig setzte er seinen Weg fort, bis er an

eine große, zweiflügelige Tür gelangte.

Davor blieb er einen Moment stehen. Zwei körperlose Schemen eilten herbei und öffneten die Tür. Ungewisses Dämmerlicht herrschte in dem Raum dahinter. Das Licht wurde von Fackeln gesendet, die in eisernen Halterungen an den Wänden befestigt waren.

Die beiden Flugwesen schleiften den Professor weiter, und er konnte nun den ganzen Raum übersehen. Es war der Rittersaal der Felsenburg, zumindest ließ seine Größe das vermuten. In der Mitte des weiten Saales stand ein riesiger Tisch, eine Festtafel, die gedeckt war, als solle ein Siegesmahl an ihr stattfinden.

Eine Ahnung sagte dem Professor, dass hier der Sieg über ihn gefeiert werden sollte. Radu schien seine Gedanken wieder einmal erraten zu haben, denn er nickte und meinte: »Du hast ganz Recht. Hier werden wir einen neuen Sieg der Hölle feiern, und du wirst gleichzeitig in unseren Kreis aufgenommen. Du sollst zwar noch eine Möglichkeit bekommen, dich deiner Haut zu wehren, doch hast du jetzt schon verloren. Bis jetzt hast du es nicht geschafft, dir deinen Widersacher Mordius vom Hals zu schaffen, dann wird es dir auch in der nächsten Nacht nicht gelingen. In wenigen Augenblicken wirst du Gelegenheit bekommen, deinem Gegner gegenüberzustehen. Du hast von ihm keine Gnade zu erwarten, denn auch er muss sich in unserem Sinne bewähren. Wenn er dir unterliegt, dann wartet auch auf ihn die ewige Verdammnis, wie sie auch auf uns wartet. Nur wird Mordius sofort zur Hölle fahren und dort ewige Pein erdulden müssen.«

Und mit lauterer Stimme fuhr er fort: »Kommt meine Kinder, nehmt Platz. Das Fest kann bald beginnen. Und verfolgt genau, dass auch in dieser Zeit den Menschen Grenzen gesetzt sind, sich gegen die Mächte der Finsternis durchzusetzen!«

Die alten Menschen aus den Gemälden drängten sich an Zamorra und seinen beiden unheimlichen Wächtern vorbei und verteilten sich auf den Stühlen, die um die Festtafel gruppiert waren. Niemand schien Zamorra einen Blick zu schenken. Für sie existierte er nicht mehr. Nur Zora, das junge Mädchen, verharrte kurz neben Zamorra.

Sie machte Anstalten, etwas zu ihm zu sagen, ihm ein Zeichen zu geben, doch eine herrische Armbewegung Radus trieb sie weiter, dem Befehl Folge zu leisten.

Trotz seiner hoffnungslosen Lage erfüllte Zamorra der Anblick des Mädchens mit leiser Freude. Wenigstens war er nicht ganz allein hier in dem Schloss der verlorenen Seelen, wie er es für sich getauft hatte. Doch auch sie würde ihm nicht helfen können. Das glaubte er genau zu wissen.

Er verfolgte sie mit seinen Blicken, wie sie sich einen Platz an der Tafel suchte, sich dort niederließ und nicht wagte, den Kopf zu heben. Doch die Strahlen eines warmen Gefühls trafen sein Denken und

erfüllten ihn wunderbarerweise mit einem letzten Rest Zuversicht, der ihn nicht vollends aufgeben ließ. Solange er noch lebte, das heißt, atmete und sich bewegen und denken konnte wie ein normaler Sterblicher, hatte er noch Hoffnung und vielleicht sogar eine Möglichkeit, dieser Situation Herr zu werden.

Die beiden Ungeheuer rechts und links von ihm setzten sich wieder in Bewegung. Sie schleppten ihn an der Tafel vorbei, und auch jetzt würdigte ihn keiner der Sitzenden eines Blickes.

Am Kopfende der Tafel war der übrige Raum durch einen Vorhang abgeteilt, der von der Decke bis hinunter auf den Boden reichte. Auch dieser Stoff war aus blutrotem Samt. Wenige Schritte vor dem Vorhang ließen die Wesen den Professor einfach fallen und traten beiseite.

Zamorra, der damit nicht gerechnet hatte, stürzte schwer auf die kalten Steinplatten. Mit einem dumpfen Geräusch prallte sein Kopf auf den Fels und schickte neue Schmerzwellen durch seinen gemarterten Körper. Zamorra stöhnte verhalten auf. Doch er besann sich seiner Aufgabe, von der er noch gar nicht wusste, wie sie aussehen sollte.

Radu rief etwas in einer unbekannten Sprache. Gleichzeitig erklang ein Rauschen, und kalte Luft fuhr Zamorra ins Gesicht.

Unwillkürlich hob er den Kopf, um zu sehen, was geschah.

Vor ihm glitt der Vorhang auseinander und gab den Blick auf den dahinter liegenden Raum frei. Es war eine leicht erhöhte, ebene Fläche unter einem kuppelartigen Gewölbe. Ganz oben in der Kuppel strahlte von einem einzigen Punkt fahlweißes Licht herunter und leuchtete die ganze Fläche aus.

Im Schein des geheimnisvollen Lichtes aber stand der, dem er bis hierher gefolgt war.

Es war Mordius, dessen Gesicht von einem satanischen Grinsen zu einer Fratze der Hölle verzerrt wurde. Und in der rechten Faust hielt er ein Schwert, das zwei normale kräftige Männer nicht hätten tragen können...

\*\*\*

Zamorras Ahnung wurde zur Gewissheit. Er sollte vor seinem endgültigen Untergang den Boten der Finsternis ein Schauspiel liefern.

Sie wollten sich an seiner Niederlage weiden und sie auskosten. Dabei würden ihm die verlorenen Seelen der Kämpfer für das Gute nicht helfen können.

Zamorra drehte sich um, ob nicht doch einer von ihnen Anstalten machte, in das schreckliche Schauspiel einzugreifen, doch niemand regte sich. Mit seltsam seelenlosen Blicken bedachten sie ihn und seinen Gegner. Völlig unbeteiligt hockten sie da, und nur das Zinkern ihrer Augen verriet, dass sie noch lebten, wenn es auch ein

Leben war, das nicht von dieser Welt stammte.

Mordius hatte sich verändert. An ihm waren keine Spuren mehr festzustellen, dass er bereits einmal im menschlichen Sinne tot gewesen war. Keine Brandwunde entstellte mehr sein Gesicht, und auch seine Haut auf dem übrigen Körper war unverletzt. Er trug eine hautenge Hose, der Oberkörper war nackt. Breitbeinig und barfuß stand er da und wartete auf seinen großen Widersacher Zamorra.

Ein hohles Lachen drang aus seinem Mund, als er Zamorra erkannte. Seine bis dahin toten Augen blitzten auf, und spielerisch führte er das mächtige Schwert durch die Luft. Bei jedem Schwung konnte Zamorra ein sirrendes Pfeifen hören. Er konnte der Schwertklinge kaum mit den Augen folgen. Jetzt verstand Zamorra auch, was Radu damit gemeint hatte, als er von Helfern gesprochen hatte, die Mordius, dem Genie des Satans, zur Seite stehen würden. Es waren bestimmt keine fassbaren Gegner, sondern Satan selbst hatte Mordius die Kraft gegeben, die mächtige Waffe zu führen, die er in der Faust hielt.

Die Klinge blitzte hell im diffusen Schein der Lichtquelle in der Spitze der Kuppel. Zamorra wurde auf seltsame Weise von der mörderischen Waffe angezogen. Ganz gegen seinen Willen setzte er sich in Bewegung und näherte sich seinem Todfeind, der gierig auf ihn wartete. Zamorra bemühte sich, den stummen Befehl aus seinem Geist zu verdrängen, doch die Strömungen, die ihn weiter trieben, waren zu stark. Er hatte den Stimmen aus dem Jenseits nichts entgegensetzen. Er musste dem Befehl folgen, ob er wollte oder nicht.

Er gelangte an die Kante zu der Ebene, auf der der mörderische letzte Kampf stattfinden sollte. Er wollte schon hinaufsteigen, willenlos, da hielt ihn Radus Ruf auf.

»Warte, Zamorra. Du sollst deine Chance bekommen. Bereits im alten Rom, lange bevor ich lebte, gab es Gladiatorenkämpfe. Das Besondere an diesen Kämpfen war, dass die Gegner fast immer verschiedene Waffen führten. Auch hier soll das geschehen. Auch wenn du schon so gut wie verloren bist, sollst auch du dich wehren können.«

Ein dröhnendes Gelächter begleitete die Worte des Satansfürsten.

Es kam von Mordius, der sich köstlich zu amüsieren schien.

»Mach schon, Radu!«, brüllte er. »Ich will nicht mehr lange warten. Ich will den Burschen endlich vor meiner Klinge haben, damit ich ihm zeigen kann, wer die Macht auf Erden hat. Zweimal hat er mich bereits besiegen können, doch noch immer lebe ich, und er wird mir auch nicht den Tod geben können, denn ich lebe ewig – ewig!«

Vielfach verstärkt brach sich der Schrei an den Wänden des Rittersaales. Unwillkürlich senkten die alten Leute an der Rittersaales die Köpfe noch tiefer. Auch ihnen schien sich das Grauen mitzuteilen, das über der ganzen Szenerie lag. Im flackernden Schein der Pechfackeln an den Wänden bekamen ihre Gesichter einen Ausdruck,

der sie Geistern gleich werden ließ. Und Geister waren sie, wenn auch gute Geister, die allerdings der Teufel zu diesem traurigen Los zwang, das sie tragen mussten.

Wie aus dem Nichts hingezaubert lag plötzlich ein riesiger Morgenstern vor Zamorras Füßen. Es war eine Kugel, die mit eisernen Dornen besetzt war. Daran befestigt war eine Kette, die ebenfalls im Schein der Lichtquelle matt schimmerte.

»Nimm die Waffe nur auf«, sagte Radu und riss Zamorra damit aus seinen trübsinnigen Überlegungen. »Du kannst sie benutzen wie du willst. Ich rate dir nur, sie nicht aus der Hand zu verlieren, denn wenn das geschieht, dann ist es endgültig aus mit dir. Außerdem will ich dir noch einen Tipp geben – wenn du die Kampffläche betreten hast, dann gibt es für dich keine Rückkehr mehr. Entweder du siegst, oder du verlierst. Aber das wirst du selbst merken, wenn es soweit ist. Jetzt geh, und stell dich!«

Zamorra wollte noch etwas erwidern, wollte noch Fragen stellen nach dem Sinn dieses Kampfes, da trieb ihn der innere Befehl schon vorwärts auf die Ebene des Zweikampfes zu.

Er kletterte hinauf. In dem Moment, wo er sich mit seinem ganzen Körper darauf befand, hatte er das Gefühl, als würde hinter ihm eine Tür geschlossen, die ihm den Rückweg versperrte. Probeweise wandte er sich noch einmal um, aber er konnte wirklich nicht mehr zurück. Es war ihm, als würde er gegen eine unsichtbare Wand laufen, die zwar leicht nachgab, die er aber nicht durchdringen konnte.

Und da begriff der Professor, dass er nun vollkommen in der Hand der finsternen Mächte gefangen war. Ihm blieb kein anderer Ausweg, er musste kämpfen.

Entschlossen packte er die Kette des Morgensterns und hob die Waffe vom Boden auf. Sie war viel schwerer als er es nach dem ersten Blick erwartet hatte. Ihm brach schon der Schweiß aus, als er sie erst vom Boden hochgehoben hatte und sie in leichte Schwingungen versetzte.

Seine Augen verengten sich zu schmalen Schlitzen und taxierten aufmerksam den gespenstischen Gegner ab.

Mordius lachte noch einmal heiser auf und begann dann, den Professor lauernd zu umkreisen. Zamorra hatte Mühe, den schlangengleichen Bewegungen des Gegners zu folgen. Starr hielt er seinen Blick auf das Gesicht seines Widersachers gerichtet, weil er sicher war, dort zuerst Anzeichen für einen möglichen Angriff erkennen zu können. Das Schwert sah er nur aus den Augenwinkeln. Wenn er mit seiner Erwartung nicht Recht behielt, war es um ihn geschehen.

Doch es sah so aus, als hätte Zamorra auf Anhieb genau die richtige Technik gefunden.

Ein Zucken flog über das Gesicht des Ungeheuers in Menschengestalt.

Zamorra sprang zur Seite, geriet an den Rand der kreisrunden Kampfebene und wurde von der unsichtbaren Wand, die sie umgab, wie ein Spielball zurückgeworfen. Das rettete ihm für dieses Mal das Leben. Mordius konnte dieser Aktion nicht folgen und hieb mit dem Schwert gegen den Schutzwall. Er stieß einen lästerlichen Fluch aus und versuchte es erneut.

Diesmal war Zamorra besser auf der Hut. Er packte die Morgensternkette mit beiden Händen und schwang die Kugel in einem vollen Kreis über seinem Kopf.

Sie wurde ihm fast aus den Händen gerissen, und ein lautes Klirren ertönte, als das Schwert die Kette traf und wirkungslos abglitt.

Zamorra wich bis zum Rand der kreisrunden Ebene zurück und presste sich fest gegen die unsichtbare Wand. So wahnwitzig ihm das alles vorkam, er glaubte doch, ein wenig Sicherheit zu spüren.

Mordius verfolgte nun eine andere Technik. Er setzte seine Schläge von unten an, weil er erkannt hatte, dass auf diese Weise der Morgenstern am besten zu unterlaufen war. Es sollte ein wilder Stich werden und war genau auf das Herz des Professors gezielt.

Zamorra wich zur Seite aus, der Stich traf die unsichtbare Schutzmauer, die sein Fliehen verhindern sollte.

Für einen Moment war Mordius irritiert. Zamorra nutzte die Schrecksekunde aus und ließ den Morgenstern mit aller Kraft auf den Rücken des Satansgenies heruntersausen. Ein lautes Krachen ertönte, doch Mordius warf sich nur hohnlächelnd herum. »Meinst du, mich so zur Strecke bringen zu können? Warte, ich werde dir zeigen was ich kann!«

Mit diesen Worten drehte er sich rasend schnell herum, führte aber das Schwert mit. Zamorra sah es auf sich zufegen und konnte nicht ausweichen. Ein Ratschen ertönte, und auf seiner Brust klaffte sein Pullover auseinander. Die Haut darunter war unverletzt.

Mordius verstand es wirklich, mit dieser altertümlichen Waffe umzugehen. Doch Zamorra konnte seinem Gegner nicht die gebührende Bewunderung zollen, denn dieser Gegner stammte nicht von dieser Welt, wenn er auch auf ihr geboren war.

Zamorra merkte bereits, wie seine Arme müde wurden und alle Kraft sie verließ. Er wusste genau, lange würde er nicht mehr durchhalten können. Es war nur noch eine Sache von Minuten, bis er endgültig zusammenbrach und Mordius hilflos ausgeliefert war.

Zamorra war schon soweit, wehrlos den Todesstoß zu erwarten, um seinem übermenschlichen Leiden endlich ein Ende zu bereiten.

Mehr als Reflex als aus gezielter Aktion führte er mit dem Morgenstern einen verzweifelten Hieb in Richtung des Angreifers. Und das Erstaunliche geschah – er traf wieder.

Aber auch diesmal zeigte Mordius keine Wirkung, im Gegenteil, seine

Wut schien nur noch mehr angestachelt zu werden.

Mit einem wilden Schrei wandte er sich um, drehte sich auf der Stelle und stieß die Schwertspitze auf den Professor zu.

Machtlos musste Zamorra alles mit ansehen. Die Klettertour hatte ihn zuviel Kraft gekostet. Es würde nur noch Bruchteile von Sekunden dauern, und die Schwertspitze würde ihr Ziel finden.

Dann war es wohl für immer aus mit ihm. Vor seinem geistigen Auge sah er sich bereits im Kreis der Verdammten ein grausiges Leben nach seinem Tode führen...

\*\*\*

Ein heller Schrei holte ihn wieder in die Wirklichkeit zurück. »Der Stein! Der Stein in der Kuppel! Zerstöre ihn, und du wirst siegen!«

Zamorra wusste instinktiv, dass nur Zora, das bildhübsche Mädchen, den Schrei ausgestoßen haben konnte. Im Unterbewusstsein hatte er fast darauf gewartet, dass sie in den mörderischen Kampf mit eingriff. Jetzt war es soweit. Zamorra vertraute dem Mädchen blind. Der Ausdruck ihrer Augen hatte ihm Selbstvertrauen und Hoffnung eingeflößt.

Zamorra stieß sich von der unsichtbaren Wand weg und machte einen verzweifelten Satz. Der Stich mit dem Schwert ging ins Leere.

Mordius wurde von der Wucht seines Angriffs nach vorn gerissen und krachte mit dem Schädel gegen die Wand.

Ein urweltlicher Schmerzensschrei löste sich von seinen Lippen.

Erstaunlicherweise schien er tatsächlich angeschlagen zu sein. Als er sich wieder umdrehte, um seinen Gegner zu suchen, war der Blick seiner Augen wie der eines Wahnsinnigen. Mordius schwankte hin und her. Jeden Moment schien er zusammenbrechen zu wollen.

Doch seine unnatürlichen Fähigkeiten hielten ihn auf den Beinen.

Zamorra schaute hinunter in den Rittersaal. Radu blickte wie versteinert zu den Kämpfenden hoch. Er hatte die Lippen zu einem schmalen Strich zusammengekniffen, machte aber keine Anstalten, in den Kampf einzugreifen.

Die alten Leute an der Festtafel hatten sich zum Teil halb erhoben und verfolgten voller Spannung das Geschehen in der gespenstischen Arena. In ihren Augen glühte die Hoffnung, durch einen Sieg des Professors endlich von ihrem schrecklichen Los befreit zu werden. Zamorra war sich der Verantwortung bewusst, die plötzlich auf seine Schultern geladen worden war. Jetzt ging es nicht mehr nur noch um sein Überleben, sondern auch um das Schicksal derer, die seine Vorkämpfer gewesen waren und endlich die verdiente ewige Ruhe erlangen sollten.

Das Mädchen Zora hielt es nicht mehr an seinem Platz. Mit zögernden Schritten näherte sie sich dem Kampfplatz. Ihre Augen



weiteten sich in jähem Entsetzen. Zamorra spürte den Luftzug an seiner Wange und ließ sich einfach fallen.

Wenige Zentimeter über ihm, da wo soeben noch sein Hals gewesen war, pfiß das riesige Schwert vorbei und krachte erneut mit einem dumpfen Laut gegen die unsichtbare Schutzkuppel.

Zamorra rollte sich auf dem Boden herum und kam katzenleich wieder auf die Füße. Neuer Mut beseelte ihn und gab ihm Kraft, den Kampf fortzusetzen. Auf einmal funktionierte auch sein Gehirn wieder in der gewohnten Weise und Klarheit. Zamorra war sicher, endlich die geistigen Fesseln abgestreift zu haben.

Mordius, das Genie des Satans, musste das bemerkt haben. Zamorra spürte, wie sich der Untote konzentrierte und versuchte, erneut Eingang in seinen Geist zu finden. Doch Zamorra wehrte diesen Angriff erfolgreich ab. Mordius' Gesicht entbrannte in wildem Hass. Er erkannte, dass seine Macht auf einmal gebrochen war. Er konnte es nicht fassen, wollte nicht wahrhaben, dass er doch noch seinen Meister gefunden hatte.

Mit einem wütenden Schrei stürzte er sich erneut auf den verhassten Widersacher. Zamorra wartete, bis die Klinge nur noch wenige Zentimeter von ihrem Ziel trennten, dann vollführte er eine schnelle Ausweichbewegung und schwang dabei den überdimensionalen Morgenstern. Er gebrauchte diesmal die schwere Kugel nicht als Schlagwaffe, sondern setzte sie als eine Art Lasso ein. In Kniehöhe schoss die mit Eisenspitzen bewehrte Kugel auf die Beine des untoten Wissenschaftlers.

Sie riss die Kette mit sich, schoss zwischen den Beinen des Untoten hindurch und wickelte die grobgliedrige Kette um ein Bein des Ungeheuers aus dem Schattenreich.

Zamorra spannte alle Muskeln an und riss die Kette zu sich heran.

Mordius, der nicht damit gerechnet hatte, wurde nach vorn geworfen und verlor das Gleichgewicht. In voller Länge stürzte er auf den Boden und rutschte noch ein Stück auf den Professor zu. Dabei verlor er sein Schwert. Unter lautem Klirren rutschte es über den Felsboden und kam am Rand der Kampffläche zur Ruhe.

Mordius wollte sich herumrollen, wollte sich des Schwerts, seiner einzigen Waffe, wieder bemächtigen. Doch Zamorra war auf der Hut.

Sein rechter Fuß nagelte die Hand des Untoten auf dem Fleck fest.

Mordius stöhnte in ohnmächtiger Wut auf. Er spannte seine Muskeln an und wollte den Professor zu Fall bringen. Aber Zamorra war darauf vorbereitet. Er pendelte die wütende Geste des Untoten aus, hielt ihn aber trotzdem sicher auf dem Boden nieder.

Er entsann sich des geschrien Rates und suchte sein neues Ziel.

Er legte den Kopf in den Nacken und fasste den leuchtenden Punkt im Zentrum der steinernen Kuppel ins Auge. Das Flimmern, das von

diesem Punkt ausging, war kaum wahrnehmbar. Zamorra erkannte es jedoch und musste erkennen, dass sich die Lichtaura aus der Spitze der Kuppel bis hinunter auf die seltsame Arena erstreckte und sie ganz einhüllte. Sollte dieses Stück leuchtender Materie auch für den rätselhaften Schutzschirm verantwortlich sein?

Zamorra konnte es zwar nur vermuten, doch darüber hinaus hoffte er inständig, dass er mit seiner Theorie Recht behalten möge. Was ihm jetzt einzig und allein noch weiterhelfen konnte, war die Freiheit, sich frei zu bewegen, ohne durch unsichtbare und undefinierbare Hindernisse eingengt zu sein.

Zamorra versetzte die Kugel in leichte Schwingungen. Immer größer wurde der Bogen, den die Kugel, durch die Kette gehalten, beschrieb.

Immer größer und weiter. Mit brutaler Gewalt zerrten die Fliehkräfte an Zamorras Schulter. Er biss die Zähne zusammen und ließ die Kugel noch weiter schwingen. Bis sie endlich einen vollständigen Kreis um die Faust des Professors beschrieb.

Die eisernen Spitzen des Mordinstruments schleiften mit hellem Singen über die Felsplatten des Bodens. Funken sprühten nach allen Seiten.

Die Kugel vollführte einen weiteren Kreisflug um die Hand des Professors. Konzentriert behielt er sein Ziel im Auge. Der Fleck in der Spitze der Kuppel hatte sein Aussehen noch nicht verändert. In seinem grellen Licht strahlte er weiter, als wäre nichts geschehen.

Als die Kugel den Punkt höchster Fahrt erreicht hatte, ließ Zamorra die Kette los. Unter leisem Pfeifen schoss die Kugel in die Höhe und näherte sich mit unwiderstehlicher Gewalt ihrem Ziel. Nichts konnte jetzt mehr den Flug des dornigen eisernen Balles aufhalten.

Und Zamorra wusste nicht, was geschehen würde, wenn die Kugel ihr Ziel fand und auch traf...

\*\*\*

Für Zamorra schien auf einmal die Zeit stehen zu bleiben. Alles lief ab wie im Zeitlupentempo.

Die eiserne Kugel raste auf die Lichtquelle in der Spitze der Kuppel zu. Die lange Kette zog sie wie einen Kometenschweif hinter sich her. Mordius, der immer noch auf dem Boden lag, wand sich unter Zamorras Fuß wie eine Schlange, die ihren tödlichen Biss anbringen will. Seine zu Klauen gekrümmten Hände fuhren in hektischer Ruhelosigkeit über den Boden, als suchten sie nach einem Halt.

Sie fanden ihn auch – im anderen Fuß des Professors. Mordius packte zu und versuchte, Zamorra zu Fall zu bringen. Ein hohles Keuchen drang aus dem halbgeöffneten Mund des Untoten, dessen Gesicht von Zamorras Fuß auf die kalten Steinplatten gepresst wurde.

Zamorra war nur für wenige Augenblicke unkonzentriert gewesen. Er

hatte der Kugel nachgeschaut und nicht auf seinen Gegner geachtet. Das sollte er jetzt büßen.

Mordius hatte mit seinem Versuch Erfolg, und Zamorra kam ins Schwanken. Hilflös mit seinen Armen rudern, sackte er seitlich zu Boden. Mit einem wilden Aufschrei wollte Mordius sich auf ihn stürzen, um ihm mit bloßen Händen den Garaus zu machen.

Da traf die Kugel auf die geheimnisvolle Lichtquelle auf!

Es gab einen ohrenbetäubenden Krach. Ein vielstimmiger Schrei erscholl, der zu einem Wimmern wurde, das aus der Hölle selbst zu kommen schien. Mordius verharrte mitten in seiner Bewegung, als hätte ihn die Faust eines Zyklopen getroffen. Kraftlos fiel er wieder auf den Boden, wobei sein Gesicht mit einem vernehmlichen Klatschen auf den kalten Stein prallte.

Der untote Wissenschaftler wand sich in konvulsivischen Zuckungen, als stände er unter Strom. Und immer wieder stieß er ein schmerzgepeinigtes Röhren aus, das die ganze Burg durchdrang und als geisterhaftes Echo wiederkehrte.

Ein Knirschen, und das Licht erlosch. Trotzdem wurde es nicht dunkel in dem Raum. Der Gegenstand in der Kuppel zerbarst in tausend Stücke, die sich wie ein Funkenregen auf den Boden unter der Kuppel ergossen. Ganz am Rande nahm Zamorra wahr, dass auch das Flimmern um den Kampfplatz erlosch.

Probeweise kroch er auf den Rand zu und rollte sich darüber hinweg. Es ging ohne Schwierigkeiten. Dann musste die seltsame Lichtquelle also auch dieses sonderbare Kraftfeld aufgebaut haben.

Zamorra schaute sich um und erkannte unten vor der Festtafel den hübschen Radu. Er stand vorn über gebeugt, die Schultern eingefallen, und hielt sich krampfhaft an der Tischkante fest. Er schien jeden Moment umfallen zu wollen. Seine Lippen formten Worte, die Zamorra nicht verstehen konnte.

Er raffte sich auf, um zu dem unheimlichen Todesgrafen hinzueilen. Er war wenige Schritte von ihm entfernt, da richtete sich der Fürst aus dem Mittelalter noch einmal zu seiner vollen Größe auf.

Das fanatische Feuer kehrte in seine schwarzen Augen zurück, und er bannte Zamorra mit seinem Blick auf der Stelle. Unfähig sich noch weiter zu bewegen, verharrte Zamorra und musste ohnmächtig zuschauen, wie Radu auf ihn zukam.

Zamorras Gedanken waren klar genug, zu erkennen, dass es nun endgültig mit ihm aus war. Fast ergeben und erleichtert erwartete er den Todesstoß. Er senkte den Kopf und schickte ein letztes Gebet zum Himmel. Er sah Nicole vor seinem geistigen Auge, sah seine Heimat, die er innig liebte, und sein Schloss. Ein letztes Mal noch dachte er daran, wie schön und ausgefüllt sein Leben gewesen war, das er nun hier, in einem fernen Land in den Mauern einer geheimnisvollen Burg

aushauchen sollte.

Da wurde er jäh aus seinen traurigen Gedanken gerissen. Jemand versetzte ihm einen heftigen Stoß in den Rücken. Er stolperte nach vorn auf Radu zu, der mittlerweile die Arme ausgebreitet hatte, als wolle er eine Beschwörung vornehmen.

Zamorra fand keinen anderen Halt als den Mantel des Unheimlichen. Er krallte sich darin fest und ging in die Knie. Über ihm ertönte ein sirrendes Pfeifen. Der kalte Lufthauch war deutlich spürbar.

Dann ertönte ein dumpfer Laut.

Unter seinen Händen wurde der Körper des Blutgrafen schlaff. Zamorra beugte sich zur Seite, als der Graf mit quälender Langsamkeit nach vorn kippte und ihn unter sich zu begraben drohte.

Zamorra löste seinen Griff und erhob sich. Er musste schlucken, als er das Schreckliche sah. Vor ihm lag ein kopfloser Torso!

Verwirrt schaute er sich um. Und dann erblickte er seine Retterin.

Es war Zora. Sie stand da, auf das riesige Schwert gestützt, mit dem Mordius gegen ihn gekämpft hatte. Es musste ihr gelungen sein, sich seiner unbemerkt zu bemächtigen und es auch erfolgreich einzusetzen.

Nicht weit von ihr konnte Zamorra auf dem Boden einen dunklen Gegenstand ausmachen. Er trat näher hin und erkannte einen Totenschädel. Der musste Radu gehören, denn aus den Kieferknochen ragten nadelspitze Vampirzähne.

Zamorra wusste nicht, was er sagen sollte. Sollte er sich bedanken?

Was erwarteten die Leute von ihm? Aufmerksam verfolgten sie jede seiner Bewegungen. Sie alle standen am Tisch und blickten zu ihm herüber. Der Ausdruck in den Gesichtern der Alten zeugte von unermesslicher Dankbarkeit. Und da begriff Zamorra, dass er die armen Seelen erlöst hatte.

Zora, die seine Gedanken gelesen haben musste, nickte leicht. »Ja«, sagte sie, »du hast uns erlöst. Voller Hoffnung haben wir gewartet, dass einer kommt, der uns von unserem schrecklichen Los befreit. Nie hätten wir geglaubt, dass es wirklich einmal geschehen würde. Immer neue Leute stießen zu uns. Sie waren alle auch siegreich im Kampf gegen das Böse, jedoch verdammt zu ewiger Ruhelosigkeit. Niemand von uns hätte gegen Radu etwas ausrichten können. Er war uns bestimmt als Herr, dem wir zu huldigen und zu dienen hatten. Bis er uns vor einigen Tagen einen Menschen vorstellte, von dem wir auf Anhieb wussten, dass er nicht zu uns gehörte. Wir sahen ihm sofort an, dass er nichts Gutes im Sinn hatte. Dann erfuhren wir, dass man auch dich erwartete. Darum konnten wir dir in der Nacht unten im Dorf auch sagen, dass wir mit deinem Kommen gerechnet hatten. Mehr durften wir allerdings nicht weitergeben. Radu überwachte uns die ganze Zeit.«

Zamorra war aufs Höchste verwirrt. Nie hatte er etwas davon gehört,

dass es solche Gemeinschaften von Unsterblichen gab. Vor allen Dingen nicht, dass es sich dabei um Menschen handelte, die in ihrem Leben immer gegen das Böse gekämpft hatten.

»Aber wie kommt es, dass die Zerstörung der sonderbaren Lichtquelle in der Kuppel ein so schnelles Ende herbeiführen konnte?«

Seine Stimme klang heiser, und man merkte ihr an, was er in den letzten Stunden durchgemacht hatte.

Zora lächelte wissend. »Das war der Satansstein, der Radu die Macht über uns gegeben hatte. Seine Herkunft ist unbekannt. Er soll bereits so alt sein wie die Erde, vielleicht sogar noch älter. Immer wenn Radu wieder eine seiner Teufeleien ausheckte, setzte er sich unter die Kuppel, brachte den Stein zum Leuchten und begann mit seinen Beschwörungen oder was immer er ausgeheckt hatte. Schon oft haben wir versucht, das Geheimnis dieses Steines zu ergründen. Auch haben wir immer neue Versuche unternommen, ihn zu zerstören, doch nie ist es uns gelungen. Bis du kamst. Jetzt sind wir erlöst.«

Sie wollte noch etwas sagen, da wurde sie durch ein Geräusch unterbrochen, das aus dem Berginnern zu kommen schien. Es war ein Grollen wie bei einem urweltlichen Gewitter. Die Wände schienen zu beben, und Unruhe ergriff die Schar im Rittersaal.

Zora gab Zamorra ein Zeichen, sich ruhig zu verhalten. Angestrengt lauschte sie in die ungewisse Dämmerung, die in dem Saal herrschte. Wieder ertönte das dumpfe Grollen. Nur war es diesmal noch stärker. Ein Knistern – und rechts von Zamorra tat sich in der Mauer ein feiner Riss auf, der sich immer mehr verbreiterte.

Zora stieß einen erstickten Schrei aus. »Komm, schnell! Die Burg stürzt ein. Du musst weg von hier. Uns kann nichts passieren, denn wir kennen unseren Weg, den wir endlich antreten können. Doch du bist den Naturgewalten schutzlos ausgeliefert.«

Zamorra schüttelte den Kopf. »Ich brauche erst gar nicht eine Flucht zu versuchen. Es würde mir sowieso nicht gelingen. Den Weg, den ich heraufgekommen bin, kann ich auf keinen Fall als Rückweg benutzen. Ich würde schon nach wenigen Metern abstürzen und zerschmettert auf dem Talgrund am Fuß der Felsnadel liegen bleiben. Nein, geht ihr nur euren Weg. Ich bleibe hier und werde versuchen, mein Schicksal zu tragen wie ein Mann.« Er musste ein Schluchzen unterdrücken, das in seiner Kehle hochstieg.

Zora schaute ihn traurig an. Sie dachte angestrengt nach. Dann wandte sie sich um, gab ihren Gefährten ein Zeichen und holte sie zusammen. Sie berieten sich kurz, dann eilte sie zu Zamorra hin, der sich auf einem Stuhl niedergelassen hatte und dumpf vor sich hinbrütete.

»Wir wissen, wie du vielleicht in deine Heimat zurückkehren kannst«, meinte das hübsche Mädchen. »Du hast doch gesehen, wie wir dieses

Schloss am Morgen wieder erreicht haben. Über die Lichttreppe, die sich bis hinunter ins Tal erstreckte. Auf dem gleichen Weg haben wir es auch immer verlassen können. Zwar hat Radu immer für die Errichtung dieser Treppe gesorgt, doch wenn wir alle unsere Geister vereinigen, dann kann uns das vielleicht ebenfalls gelingen. Verliere nur deine Hoffnung nicht und habe Geduld.«

Zora nahm Zamorras Hand und zog ihn mit sich aus dem Rittersaal. Die anderen folgten ihnen. Bevor Zamorra aber den Saal, die Stätte seines Sieges, verließ, endgültig verließ, ging er noch einmal hinüber zu der Kampfstätte.

Mordius lag immer noch auf dem Boden. Nichts wies daraufhin, dass er erneut zu unseligem Leben erwacht war. Er lag immer noch so da, wie Zamorra ihn verlassen hatte. Der Professor kniete sich hin und wälzte den athletischen Körper des unheimlichen Wissenschaftlers auf den Rücken. Und dann sah er es genau. Dieses Monstrum würde nie mehr Unheil anrichten können, auch wenn es mit dem Satan im Bunde stehen sollte.

Ein Stück des rätselhaften, sagenumwobenen Satanssteines hatte sich durch die Schädeldecke des Untoten gebohrt und musste im noch intakten Teil des Gehirns schreckliche Zerstörung angerichtet haben. Die Augen des Mannes waren endgültig gebrochen und starrten blicklos hinauf in die Kuppel über der tischebenen Fläche, auf der Zamorra sein Leben so tapfer verteidigt hatte.

Zamorra konnte sich nicht helfen, aber keine Freude stieg in ihm auf, wie es eigentlich verständlich gewesen wäre. Zwar stammte dieses Ungeheuer aus einer anderen Welt, aus einer Dimension, in der weder Raum noch Zeit galten, doch war er immerhin einmal ein Mensch gewesen, ein lebendes Wesen mit Gefühlen, Hoffnungen und Sehnsüchten. Wer konnte schon plausibel erklären, was im Kopf eines Menschen vor sich ging, welchen Weg er einschlug, auch wenn es nicht selten ein Irrweg war. Zamorra hatte immer noch Ehrfurcht vor dem Leben und der Würde des Menschen. Im Stillen wünschte er Mordius Ruhe und Frieden, die er während seines »normalen« Lebens nie gefunden hatte.

Zoras helle Stimme holte ihn wieder in die Realität zurück.

»Komm schon! Wir müssen uns beeilen! Wir haben keine Zeit mehr!«

Zamorra riss sich von dem traurigen Anblick los und folgte endlich seiner Führerin. Diese zerrte ihn mit unwiderstehlicher Gewalt hinter sich her. Die Schar der Verlorenen eilte durch die Gänge und Verliese des Schlosses. Sie verursachten keinerlei Geräusch. Einzig die Schritte Zamorras hallten durch die Gänge und eilten ihm voraus.

Nun kehrte auch für den Professor die Erinnerung zurück. Er war vor nicht allzu langer Zeit schon einmal hier gewesen, nämlich als ihn die beiden Flugungeheuer des untoten Wissenschaftlers in den Rittersaal

geschleift hatten. Zamorra wusste nun, dass er bald wieder da stehen würde, wo er das Schloss betreten hatte.

Er hatte sich nicht geirrt. Eine lange Wendeltreppe – und über ihm wölbte sich der unendliche Himmel, an dessen samtener Schwärze ein Meer von Sternen blinkte. Kein Lüftchen regte sich. Es war, als würde die Natur den Atem anhalten.

Tief unter ihm lag das Dörfchen Valice, in dem sein unheimliches Abenteuer angefangen hatte. Jetzt regte sich dort unten nichts. Kein Licht blinkte auf, und alles lag ausgestorben und tot.

Zamorra fragte sich, wie er wohl einen Weg nach unten finden konnte. Er hatte schon den Eindruck, als würde der Turm, auf dem er stand, schon leise schwanken. Die ganze Zeit über war das Grollen und Dröhnen aus dem Innern des Berges zu ihm durchgedrungen. Dieses Geräusch überlagerte alles, sein Denken und zum Glück auch seine Angst.

Zamorra schaute fragend und flehend zu Zora hinüber, die sich zu den ihren gesellt hatte. Die alten Leute standen in einer Gruppe an der Brüstung und schienen sich zu beraten. Anscheinend waren sie sich darüber unschlüssig, was sie tun sollten. Dann schienen sie einen Entschluss gefasst zu haben.

Sie wichen auseinander und bildeten einen Halbkreis. Die Gesichter hatten sie alle in Richtung auf das Dorf unten im Tal gewendet.

Dann fassten sie sich an den Händen wie Kinder, die sich zu einem Reigentanz aufstellen. Nur waren es keine Kinder, und die Gesichter der Alten trugen nicht den Ausdruck der Unbeschwertheit und Lebensfreude. Sie hatten zulange gelitten, hatten zuviel sehen und durchstehen müssen. In ihnen brannte nur eine Sehnsucht – endlich die Ewige Ruhe zu erlangen.

Zamorra wagte nicht, sich bemerkbar zu machen. Was vor seinen Augen geschah, war so fantastisch, so unglaublich und überwältigend, dass er sich unsagbar klein vorkam.

Die alten Menschen, die aus längst versunkenen Jahrhunderten und Kulturen stammten, verbanden ihre Gedanken zu einem Strahl, den sie auf einen Punkt, auf eine Sache ausrichteten. Sie bildeten ein einziges Bewusstsein, dessen Bestreben es war, dem zu danken, der ihm die Freiheit wiedergegeben hatte. Sie alle wollten sich erkenntlich zeigen, für das, was ihnen geschenkt worden war.

Ein kaum wahrnehmbares Singen lag plötzlich in der Luft. Es umhüllte den Turm mit den Menschen wie ein weiter Mantel. Aus jeder Richtung wurde es herangetragen und wieder fortgeweht. Nach und nach wurde das Singen immer lauter. Gleichzeitig geriet die Luft in Bewegung. Ein Wirbel bildete sich und zerrte an den Kleidern der befreiten Menschen.

Ein geheimnisvolles Lichtflimmern umwogte den Turm, nahm fest

umrissene Konturen an und formte die Lichttreppe, die Zamorra bereits hatte beobachten können. Nur war sie dieses Mal für ihn bestimmt.

Er konnte seine Dankbarkeit nicht ausdrücken, so überwältigte ihn dieses Gefühl. Doch er durfte keine Zeit verlieren. Zora trat zu ihm und nahm wieder seine Hand. Vertrauensvoll folgte er ihr auf die Mauerzinne und wagte mutig den Schritt ins Leere. Kein Schwindelgefühl erfasste ihn. Er empfand es sogar als selbstverständlich, wie auf Wolken dem Erdboden entgegenzueilen. Zora schwebte neben ihm her und leitete ihn sicher bis hinunter auf den Talgrund.

Als Zamorra wieder festen Boden unter den Füßen spürte, ließ sie ihn los. Sie beugte sich vor, und Zamorra spürte, wie sie ihm einen Kuss auf die Wange hauchte. Dann war sie plötzlich nicht mehr da.

Zamorra blickte sich suchend um und gewahrte sie als transparente Lichtwolke, die wieder hinaufschwebte zur Mauerzinne des Felsenschlosses.

Dann verblassten die Konturen der Lichttreppe. Sie zerflossen und verwehten in einem plötzlich aufkommenden Wind. Der Gesang wuchs an zu einem triumphierenden Crescendo, und Zamorra konnte sehen, wie über der Burg eine Lichtwolke schwebte und langsam in die Höhe stieg. Es war der Chor der Verlorenen, der ihm einen letzten Gruß übermittelte, um die Reise anzutreten in eine Welt, in der sie den Frieden finden würden, der ihnen so lange versagt worden war.

Zamorra winkte ihnen zu, schickte in seinen Gedanken einen Gruß hinter der Schar her. Dann wurde seine Aufmerksamkeit von etwas anderem gefesselt. Lautlos und in Zeitlupentempo sackten die Mauern der Burg auf dem Felsenturm nach innen. Es war, als ob eine Riesenfaust zupackte und die Burg des Grauens vernichtete. Bald war nicht mehr zu erkennen, dass dort oben einmal ein Gebäude gestanden hatte, das von Menschenhand erbaut worden war. Und mit dem Schloss mussten auch Mordius und Radu ihr Ende gefunden haben.

Zamorra wandte sich um und ging mit müden Schritten auf das Dorf zu, das noch immer völlig ausgestorben war. Er musste seine Ausrüstung finden und sich dann bemühen, rechtzeitig am ausgemachten Treffpunkt zu sein, wo man ihn abholen und nach Bukarest zurückbringen würde.

Er brauchte nicht lange zu warten. Mit der heraufziehenden Morgendämmerung erreichte er die Stelle, und bald schon hörte er in der Ferne das Motorengebrumm eines sich nähernden Wagens...

\*\*\*

Als der Fahrgast vor dem Flughafen Orly in seinen Wagen



eingestiegen war und der Taxifahrer nach dem Ziel gefragt hatte, wollte er zuerst seinen Ohren nicht trauen. Noch nie hatte jemand eine solche Entfernung zurücklegen wollen. Immerhin waren die Taxigebühren nicht gerade niedrig.

Die ganze Fahrt über hatte der Fahrgast kein Wort gesprochen. Offensichtlich tief in Gedanken versunken hatte er auf der hinteren Sitzbank gesessen und keine Anstalten gemacht, ein Gespräch anzufangen.

Erst als sie sich dem Loiretal näherten, war der Fremde lebendiger geworden. Er hatte hinausgeschaut und die Landschaft in sich aufgenommen, als wäre er nach langer Verbannung endlich wieder in seine Heimat zurückgekommen. Der Taxifahrer hatte gar nicht zu fragen gewagt, wer der Fremde war und woher er kam. Der Ausdruck seiner Augen hatte ihm genug verraten. Der schlanke, hoch gewachsene Mann musste Schreckliches erlebt haben.

Vor einem malerischen Schloss, dem Château de Montagne, hatte er ihn dann abgesetzt. Der Mann hatte bezahlt und ihm ein reichliches Trinkgeld gegeben. Was sollte es also, dass er sich noch weiter Gedanken machte. Es war eine Tour gewesen wie viele andere, nur eben etwas länger.

\*\*\*

Rafael Bois öffnete die Tür, kaum dass Zamorra die letzte Stufe der Treppe zum Eingang erreicht hatte. »Monsieur Zamorra, wo kommen Sie her? Wir sind sehr in Sorge. Vor einer Stunde ist Mademoiselle Duval hier eingetroffen. Sie war sehr erstaunt, Sie hier nicht anzutreffen.«

Zamorra versuchte ein krampfhaftes Lächeln. »Ist schon gut, Rafael. Hat sie sonst noch etwas gesagt? War sie vielleicht schon in der Bibliothek?«

Rafael Bois, der Diener, schüttelte würdevoll den Kopf. »Nein, Monsieur. Im Moment ist Mademoiselle Duval noch auf ihrem Zimmer und packt die Koffer aus.«

Das genügte. Zamorra dachte an den Brief, den er in der Bibliothek auf seinem Schreibtisch liegengelassen hatte und stürmte mit Riesenschritten ins Haus. Er jagte die breite Treppe hoch und gelangte auf den Flur, der zur Bibliothek führte.

Gott sei Dank, der Brief lag unberührt auf seinem Platz. Zum Schreibtisch springen, den Brief aufnehmen und in der Innentasche seines Sakkos verschwinden lassen, war ein Werk von Sekunden.

Und da erklangen auf dem Gang schon Schritte. Wie ein Kind, das man beim Naschen ertappt hat, fuhr der Professor herum.

In der Tür stand Nicole Duval, die Frau, die ihm im Laufe der Zeit, die sie bei ihm war, nicht mehr nur Assistentin war, sondern auch

Geliebte, deren Bild er immer in seinem Herzen trug. »Habe ich doch richtig gesehen. Der große Meister persönlich. Aber warum mit einer Taxe?«

Nicole Duval breitete die Arme aus und flog förmlich auf den Professor zu. Sie umschlang seinen Nacken und zog seinen Kopf zu sich herunter. Ein Zittern durchlief Zamorras Körper, als er die kühlen Lippen seiner Freundin auf den seinen spürte.

Es dauerte einige Sekunden, bis sie sich voneinander lösten. Sie schauten sich tief in die Augen. Nicole Duval brach als erste das Schweigen. »Nun erzähl mal, was ist denn in der Zwischenzeit hier los gewesen. Hat es etwas Besonderes gegeben?«

Zamorra grinste jungenhaft. In gespielterm Nachdenken runzelte er die Stirn. »Nein, ich glaube nicht. Etwas Besonders auf keinen Fall. Eigentlich war in den letzten Wochen ein Tag wie der andere.«

**ENDE**